

## Buchbesprechungen

**Barbara und Christoph Driessen: Köln. Eine Geschichte vom Urwald zur Millionenstadt, Köln: Greven 2014, 280 S., 34 Abb., 24,90 Euro.**

Oft schon ist die Geschichte der Stadt, der sich auch diese Zeitschrift widmet, beschrieben worden. Auch an aktuellen Überblicksdarstellungen zur Stadtgeschichte in verschiedenen Formaten ist keineswegs ein Mangel zu konstatieren. Warum dann aber eine weitere Gesamtgeschichte Kölns? Gleich im Klappentext wird die Motivation des Autorenehepaares deutlich, die als Journalisten tätig und offenbar keine geborenen, sondern seit nicht ganz einem Jahrzehnt »gelernte« Kölner sind: Sie wollen die Geschichte der Stadt *erzählen*. Das tun sie gekonnt, gut lesbar, essayistisch flott in 17 Kapiteln und eröffnen dabei auch dem Insider manche interessante Perspektive – was schon auf den ersten Seiten feststellbar ist, indem die Erzählung nicht etwa bei den Lindenthaler Bandkeramikern, den Römern oder Ubiern ihren Ausgang nimmt, sondern bei den ältesten *lebenden* Kölner Organismen: den bis zu 250 Jahre alten Buchen im Gremberger Wäldchen – ausgerechnet auch noch im Rechtsrheinischen, was dem Ganzen eine süffisante Note verleiht. Und so geht die Reise durch Zeit und Raum weiter, im zweiten Kapitel dann doch »politisch korrekt« bei den Römern einsetzend und mit »Die Stadt von Neros Mutter. Kölns Gründung« überschrieben. Diese Kapitelüberschrift macht ein weiteres im Klappentext benanntes Anliegen deutlich: »Das Autorenpaar betrachtet die Stadt nie isoliert, sondern immer eingebunden in ein Geflecht internationaler Beziehungen. Sichtbar wird ein europäisches Zentrum [...]«. Daher nimmt der Abschnitt »Cologners in London« über die dortige Gildehalle Kölner Kaufleute des Mittelalters (S. 90–92) mit Recht einen verhältnismäßig breiten Raum ein, um nur ein Beispiel zu nennen.

Die meisterliche Erzähltechnik der journalistisch geschulten Autoren bringt Kapitel hervor, die sich innerhalb eines Rahmens entfalten, den etwa bei »Köln und die Protestanten« (S. 141–154) die Person von Joost van den Vondel (»Der größte Dichter der Niederlande war ein Kölner«, S. 141) bildet oder für das 19. Jahrhundert Karl Marx (S. 177–190). Sympathisch sind die Versuche, Geschichte plausibel zu machen und einzuordnen, sei es durch Stimmungsbilder, wie zum Leben im römischen Köln (S. 38–41), durch Vergleiche (S. 68: mit dem römischen Xanten), geschickte Verknüpfungen (wie das Fest der Domvollendung 1880 mit dem Erleben des damals vierjährigen Konrad Adenauer, S. 120), einen die Chronologie verlassenden Abschnitt zu Köln und dem Rhein (S. 96–99), mit prägnanten begrifflichen Übertragungen in die Moderne (zum Beispiel das »Entwicklungspotenzial« (S. 23) des »oppidum Ubiorum«; »Wutbürger gegen Gotteskrieger« (S. 73) zu den Konflikten der Bürger mit den Erzbischöfen) oder mit Zitaten von Schriftstellern, wofür nolens volens immer wieder Heinrich Böll erhalten muss. Dabei wurde allerdings nach dem Geschmack des Rezensenten bisweilen übers Ziel hinausgeschossen oder es kommen manche Aspekte zu kurz. So findet sich zur alten Kölner Universität nur ein Satz (S. 82); die Bewertungen der Säkularisation (S. 165) oder des Wirkens von Adolf Kolping (S. 186) sind etwas holzschnittartig;

bei Bezeichnungen wie »Tsunami« für das Rheinhochwasser 1784 (S. 96) oder »Fließbandarbeit« als Charakterisierung der Handelsstadt des Mittelalters (S. 89) stimmen die Vergleichsebenen nicht, während die knappe Skizze über das Leben eines heutigen Rheinschiffers (»mit Flugzeug-Cockpit«, S. 99–100) am Ende des Kapitels über die mittelalterliche Handelsstadt schon wieder vom Esprit der Autoren zeugt.

Aber ungeachtet dieser Monita sind die geschilderten Fakten, Zusammenhänge und Wertungen ja nicht grundfalsch, und so soll vor allem der interessante Versuch der Vermittlung von Geschichte gewürdigt werden, die in niederschwelligerer Form als in manchem anderen Fachbuch daherkommt. Deshalb wünscht, ja hofft man auf Leser, die vielleicht so einen (ersten?) Zugang zur Geschichte ihrer (Heimat-)Stadt erhalten – gerade in einer Zeit, in der gedruckte Bücher nicht mehr gerade zu den Leitmedien gehören, und quer durch alle Gesellschaftsbereiche das Interesse an Geschichte keineswegs Hochkonjunktur hat.

Dann gibt es aber doch einen Umstand, der dem Rezensenten Bauchschmerzen bereitet: Driessen und Driessen meinen gänzlich ohne Fußnoten und insbesondere ohne auch nur einen einzigen Literaturhinweis auskommen zu können. Es hätte weder den Ambitionen der Autoren noch dem Konzept des Buches einen Abbruch getan, wenn sich wenigstens irgendwo am Ende ein paar Hinweise auf herangezogene Quellen und Literatur finden würden, denn man wüsste bei dem einen oder anderen Aspekt schon gerne, wo die Autoren »das herhaben«. Zudem geht es um die grundlegende Frage der Nachprüfbarkeit von Angaben. Gleichwohl überwiegt am Ende das positive Gesamturteil, durchaus beeinflusst auch von der hervorragenden Ausstattung des Buches: Gestaltung, Satz, Papier, Bindung ... – alles das macht das Werk schon zu einem beinahe bibliophilen Produkt. Ähnliches gilt für die mit 34 keineswegs zahlreichen Abbildungen, die aber durchweg ganz- oder doppelseitig daherkommen und sorgfältig hinsichtlich Motiven und Bildausschnitten ausgewählt wurden.

Ganz zum Schluss ihres Buches erliegt das Autorenpaar nicht den vielfältigen Versuchungen, in Heimattümelei und »laudes Coloniae« oder im Gegenteil in tagesaktuelle Kritik an den kultur-, verkehrs-, sozial- und sonstigen politischen Zuständen in dieser Stadt zu verfallen oder die allenthalben übliche, gleichwohl plakativ-billige Abgrenzung von Düsseldorf vorzunehmen. Vielmehr steht da der schlichte Verweis auf die »unvergleichliche 2000-jährige Geschichte« der Stadt, verbunden mit der Aufforderung, »alles daran [zu] setzen, in Zukunft noch mehr daraus zu machen« (S. 277). Dem kann man doch uneingeschränkt zustimmen!?

*Joachim Oepen, Köln*

**Angela Pfothner/Elmar Lixenfeld: Köln. Essays und Bilder zu älteren und jüngeren Sehenswürdigkeiten, 144 S., Abb., Großformat. Bonn: Verlag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz Monumente Edition 2014. Festeinband: 19,80 Euro/Paperback: 14,80 Euro.**

Unterwegs zur Kölner Identität – dies soll ein neuer Bildband über die Domstadt zeigen, allerdings ohne ihr jüdisches Erbe: »Bei allen Verlusten durch Krieg und Abriss

ist es Köln bis ins 21. Jahrhundert gelungen, die Identität als eine der ältesten Städte Deutschlands zu bewahren«. So heißt es in der Einführung zum Band »Köln« der Monumente Edition, der aufs Neue den facettenreichen Charakter der Domstadt einzufangen versucht. Es ging den Autoren, wie die Kunsthistorikerin Angela Pfotenhauer betont, darum, »über kurzlebige Moden hinaus das Gewordene wertzuschätzen.«

Die ausdrucksstarken Bilder von Fotograf Elmar Lixenfeld verdeutlichen denn auch die Stadt unter dem Veränderungsdruck von Wirtschaft und Verkehr, den Wiederaufbau auf Kriegsrüinen und den Erhalt baugeschichtlicher Kostbarkeiten als »Traditionsinseln«. Sie bieten dem Betrachter einen abwechslungsreichen Einblick in die alte Domstadt im Wandel zur Moderne. Wie eine Publikation der Monumente Edition, des Verlags der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, erwarten lässt, stellen die Texte dazu die Funktion der Denkmalpflege für Städtebau und Quartiersplanung heraus. Sie erzählen mit der Geschichte einzelner Bauwerke, Parkanlagen und Straßenräume zugleich die Geschichte der Stadt. Diesem Konzept folgen auch die Motive zum Nachkriegs-Köln mit Ausblick in die Jetztzeit. Das Konzept ist schlüssig – aber führt es zum Ziel der Darstellung Kölner Identität?

Zunächst wird ein unterhaltsamer und gleichwohl informativer Spaziergang geboten zu Besonderheiten als Beispiele für die unverwechselbare Lokalfreude der Kölner.

So gibt es eine liebevolle Hommage an die Gaststätte Lommerzheim in Deutz und den Affenfelsen im Zoo. Aber auch das dunkelste Kapitel der Stadtgeschichte wird nicht ausgespart: so auch ein Blick auf das NS-Dokumentationszentrum, größte kommunale Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus in Deutschland, am Ort der ehemaligen Gestapozentrale mit erhaltenem Zellentrakt.

Man folgt gern dieser Spurensuche, gewinnt man doch den Eindruck, dass sie die wichtigsten Entwicklungszüge erkennbar macht. Je weiter man aber vordringt – von der Altstadt bis zu den neuen Vierteln seit der Niederlegung der Stadtmauer am Ende des 19. Jahrhunderts –, desto klarer wird: Der Eindruck trägt. Es fehlt als wesentlicher Charakterzug die Verflechtung Kölns mit dem Judentum.

Gewürdigt wird der Stadtkern mit seinem »dreidimensionalen Archiv«, dem unter Rathaus und Vorplatz ausgegrabenen antiken Regierungsviertel mit Statthalterpalast. »Was man heute sieht, erlebt man als Kontinuität seit den Römern«, erläutert die Autorin. Sie verschweigt, dass am selben Ort die ebenso nachweisbare Kontinuität der jüdischen Geschichte Kölns beginnt.

Wohl werden das einstmalige jüdische Viertel mit Synagoge und Mikwe und der Plan der Stadt, in situ eine Archäologische Zone mit Jüdischem Museum zu errichten, erwähnt. Aber beim weiteren Rundgang zu antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Denkmälern bleiben Zeugnisse des Judentums ausgespart.

Das ist umso unverständlicher, als gerade im »Heiligen Köln« die jüdische Bevölkerung spätestens seit dem 4. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielt. Hier haben Bauanlagen überlebt, die zum Gesicht der Stadt gehören und zugleich unverzichtbare Mahnrorte sind an ein verbrecherisches Regime, das nichts unversucht ließ, um die Kölner jüdischen Gemeinden zu vernichten.

Im Kapitel »Ruhestätten« zum Beispiel werden der Friedhof Melaten und das erste Kolumbarium im Erzbistum vorgestellt, kein Wort aber gibt es zum Jüdischen Friedhof Bocklemünd mit seinen originalen neoklassizistischen Gebäuden von Robert Stern.

Nach einem Gutachten des Stadtkonservators ist dies »die nach dem Holocaust einzige noch benutzte jüdische Begräbnisstätte im Stadtgebiet« – aber ohne Bedeutung für Kölner Identität?

Ein anderes Beispiel: das Dischhaus. Foto und Text berichten über das Geschäftshaus, 1928–1930 entworfen von Bruno Paul und »wichtigster Vertreter der Neuen Sachlichkeit in Köln«. Die Funktion aber, die der Bau kurz nach der Fertigstellung bekam, wird ausgespart: Ab 1933 diente er als Verwaltungssitz des Jüdischen Kulturbundes Rhein-Ruhr, der acht Jahre lang mit seinen Theateraufführungen, Konzerten und Ausstellungen das Kölner Kulturleben bereicherte.

Die Verbundenheit zwischen nichtjüdischer und jüdischer Bevölkerung Kölns ist trotz aller Brüche ungewöhnlich gut ablesbar. Gebaute Jahresringe lassen im Wohlfahrtszentrum der Synagogen-Gemeinde in Ehrenfeld einstigen Glanz produktiver Koexistenz, den nachfolgenden Niedergang und den heute gelungenen Aufbruch jüdischen Lebens erkennen. Das Ensemble ist zudem ein Vorbild für die Integration denkmalgeschützter Bauteile in eine moderne Gebäudegruppe für Kindergarten, Schule, Elternheim, Gemeindeverwaltung und Synagoge. Alles unwichtig für die gewachsene Stadtgestalt Kölns?

Unwichtig auch die Hauptsynagoge an der Roonstraße, dieser repräsentative neo-romanische Bau mit seiner bewegten Geschichte? Köln wird im Buch dargestellt als »durch das katholische Christentum geprägte erzbischöfliche Stadt«. Dies greift zu kurz. Die qualitativollen Kirchenbauten der Nachkriegszeit zum Beispiel prägen sicher den Charakter Kölns, aber ebenso tun dies die historischen Stätten des Judentums. Wer dessen Beiträge zu Baukultur und Stadtentwicklung ausklammert, geht an der Kölner Identität vorbei.

*Maria Heer, Köln*

**Marcus Trier/Friederike Naumann-Steckner (Hg.): ZeitTunnel. 2000 Jahre Köln im Spiegel der U-Bahn-Archäologie. Stadt Köln. Köln: Wienand 2012, 256 S., 171 farbige, 8 s/w Abb., 22,50 Euro.**

U-Bahn-Bau und kein Ende: Was der Stadtgeschichte Leid war, war der Archäologie Freud. Ohne diese beiden Disziplinen gegeneinander ausspielen zu wollen, zeigt dies doch, wie vielfältig die Auswirkungen dieses Großprojekts sind.

Nun war auch jedem Laien bewusst, wie geschichtsträchtig der Kölner Boden ist, dennoch überrascht die schiere Quantität des in den Jahren 2004 bis 2011 auf einer Wegstrecke von nur vier Kilometern durch die Baumaßnahmen zutage gekommenen Fundguts: 2,5 Millionen Einzelstücke, deren zeitliche Provenienz das gesamte Spektrum von der Steinzeit bis in das 20. Jahrhundert abdeckt. Es versteht sich von selbst, dass die überwiegende Mehrheit dieser Fundstücke unspektakulär und nur für den Fachmann von Interesse ist (zum Beispiel die großen Mengen keramischer Fragmente), aber Einiges ist auch für die Öffentlichkeit von Interesse und verdient daher, entsprechend ausgestellt zu werden.

Dies erfolgte bei der Ausstellung »ZeitTunnel«, die vom 9. November 2012 bis zum 5. Mai 2013 im Römisch-Germanischen Museum zu besichtigen war, und eine Auswahl besonders interessanter Funde präsentierte. Der Katalog dieser Ausstellung steht hier zur Besprechung an. Natürlich hatte diese Ausstellung (bei der Namensgebung ließ man sich offenbar von der amerikanischen Science-Fiction-Serie »Time Tunnel« inspirieren, die in den frühen 1970er Jahren auch im deutschen Fernsehen lief) etwas den Charakter eines Gemischtwarenladens, was den Initiatoren aber auch bewusst war, da sie ja gerade die Vielfalt des Fundmaterials vor Augen führen wollten. Was beim Ansehen der Ausstellung bisweilen verwirrend war, gewinnt durch die begleitende Betrachtung des Katalogs an Struktur, wobei die in der Regel von kompetenten Autoren verfassten Begleittexte hilfreich sind. Der älteste Fund ist ein Nashornschädel, der circa 37.000 Jahre alt sein dürfte (S. 54 f.), die jüngsten Funde sind »Klütten« aus kriegszerstörten Kellern am Kurt-Hackenbergr-Platz (S. 132 f.). Eine Frage, die sich aber bei dem Katalog stellt, ist, nach welchen Kriterien die Ausstellungsstücke vorgestellt werden: Es ist weder ein chronologisches Prinzip noch eines nach Sachgebieten erkennbar. Dennoch ist die Anschaffung des Katalogs auch für diejenigen lohnend, die die damalige Präsentation im Museum nicht gesehen haben, da in diesem auch ansprechend gestalteten Band die vielfältigsten Relikte der Kölner Stadtgeschichte visualisiert werden.

Eine Bemerkung noch am Schluss: Wie nicht weiter verwunderlich, waren auch die Kölner Verkehrsbetriebe als Sponsor an der Ausstellung beteiligt. Daher gibt es auch ein etwas peinliches Geleitwort des KVB-Vorstandsvorsitzenden Jürgen Fenske (S. 8–10), in dem der U-Bahn-Bau wortreich als »Gewinn für Köln, die Bürger und Bürgerinnen dieser Stadt« und »wahrhaft großartige Ingenieursleistung, die zu würdigen [ist]«, gefeiert wird. Immerhin wird in einem Nebensatz erwähnt: »zwei junge Männer kamen bei dem Einsturz des Stadtarchivs und zweier angrenzender Gebäude am 3. März 2009 ums Leben.« Wenigstens das.

*Lars Wirtler, Köln*

**Stefan Gorißen/Horst Sassin/Kurt Wesoly (Hg.): Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806 (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur Bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, Bd. 31), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2014, 767 S., zahlr. Abb., 29,00 Euro.**

Egal ob sie »no Hus«, »no Huse«, »no Hemen« oder »hiëm« sagen, um auszudrücken, dass sie nach Hause gehen, eins haben all diese Menschen gemeinsam: Sie sind alle Bewohner des Bergischen Landes. So unterschiedlich wie die Ausdrucksweisen der Bewohner des Bergischen Landes, so verschieden sind die Teile des Landes, die unter der Herrschaft des Hauses Berg und ihrer Nachfolger lebten und die daher deren Namen tragen. Die Grenzen dieses Raumes sind zudem schwer eindeutig zu fassen. Dass man sich schon gleich zu Beginn eines Werkes die Frage stellen muss »Was ist das »Bergische Land?«, erklärt nicht zuletzt den monumentalen Umfang dieses auf zwei Bände mit über 1.500 Seiten angelegten Werkes, dessen ersten Teil es hier zu besprechen gilt.

Die Vielgestaltigkeit des Landes, der Landschaft, die behandelt wird, lässt die Herangehensweise aus verschiedenen Perspektiven, die die Herausgeber gewählt haben, geraten erscheinen. Schließlich sollte es ja keine Geschichte der bergischen Herrscher werden. Zu diesem Vorhaben haben Gorißen, Sassin und Wesoly das sperrige Generalthema in kleinere, leichter zu handhabende, thematische Einheiten aufgeteilt, für die sie die entsprechenden Spezialisten als Autoren gewinnen konnten. Ein weiterer Anspruch des Werkes war es, eine allgemeinverständliche Darstellung zu liefern.

Die Geschichte des Grafen- beziehungsweise Herzogshauses wird natürlich entlang der dynastischen Wechsel behandelt, sodass Wilhelm Janssen das Mittelalter mit den Häusern Berg, Limburg und Jülich abdeckt, Stefan Ehrenpreis das 16. Jahrhundert mit dem Haus Kleve und schließlich Klaus Müller die Zeit bis zum Ende des alten Herzogtums mit den Häusern Pfalz-Neuburg, Pfalz-Sulzbach und Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Dabei liefern die Autoren nicht nur dynastische und politische Geschichte im Überblick, sondern behandeln auch die Verwaltungs- und Kulturgeschichte. Diese Beiträge bilden das chronologische Rückgrat, an dem die eher thematisch zugeschnittenen Artikel der anderen Autoren mit ihren aufgehängt sind.

Während die Beiträge zur politischen Geschichte eher konventioneller Art sind, was ihrer wissenschaftlichen Qualität keinerlei Abbruch tut, sind die thematischen Artikel kleine, aber feine Abwege vom ausgetretenen Pfad des Üblichen. So befassen sich Joachim Oepen (»Das Bergische Land – eine Klosterlandschaft?«) und Klaus Bernet (»Pietismus im Bergischen Land«) mit kirchen- beziehungsweise religionspolitischen Themen. Thomas Lux (»Agrargeschichte bis zum Ende der bergischen Zeit«) und Stefan Gorißen (»Gewerbe im Herzogtum Berg vom Spätmittelalter bis 1806«) haben die wirtschaftliche Entwicklung im Blick, während Rainer Walz mit »Adel, Honoratioren und Landstände im Herzogtum Berg« gesellschaftliche und verfassungspolitische Aspekte behandelt. Kurt Wesoly thematisiert die »Schulische Bildung im Bergischen Land«, und Georg Cornelissen widmet sich den Bergischen Sprachräumen. Besonders dieser letztgenannte Beitrag zeigt den Versuch, die Bergische Geschichte über die verschiedensten Zugänge zu erschließen.

Wahrscheinlich in dem Bemühen eine etwas populärere Darstellung zu bieten, hat man zwischen diese größeren Abschnitte kleine Aufsätze hauptsächlich zu Personen eingestreut: Engelbert von Berg, Konrad Heresbach, Jan Wellem und Johann Heinrich Jung werden auf wenigen Seiten behandelt. Etwas aus dem Konzept fällt die Abhandlung von Beate Battenfeld über »Altenberg und seine Bedeutung für das Bergische Land«.

Karten, Grafiken und die opulente Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen runden den Band ab, der einen wirklich soliden Überblick über die Geschichte des Bergischen Landes liefert. Lediglich die Qualität mancher Abbildungen lässt teilweise deutlich zu wünschen übrig und auch die Gestaltung wirkt altbacken. Der Band wird aber trotzdem sowohl als Einstieg in weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit einzelnen historischen Aspekten als auch als Lesebuch für den Hobbyhistoriker noch lange Zeit Bestand haben. Der günstige Preis sollte sorgen, dass bald in jedem bergischen Haushalt dieses Werk im Bücherregal steht.

*Christian Hillen, Köln/Bonn*

**Lucie Hagendorf-Nußbaum: Die romanischen Kölner Pfarrkirchen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Geschichte – Architektur – Ausstattung, 2 Bde. (Colonia Romanica, 28/29), Köln: Greven 2013/14.**

Die städtischen Pfarrkirchen waren lange Zeit ein vernachlässigter Gegenstand der Kölner Geschichte. Bauhistorisch überwog das Interesse an den großen »Zwölf« und dem Dom. In den entsprechenden Standardwerken von den »Kunstdenkmälern der Rheinprovinz« bis hin zu den »Stadtspuren« sind ihnen nur kurze, über mehrere Bände verteilte Abschnitte gewidmet. Pfarrgeschichtlich gibt es eine Reihe von Einzelarbeiten – viele davon noch aus der Hand von Pfarrern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei ist die Bedeutung des Pfarrsystems für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtgeschichte kaum zu überschätzen: politisch, konstitutionell – und besonders für das Alltagsleben der Kölner Bürger. Allein die Tatsache, dass es 19 Kirchspiele gab – deutlich mehr, als in fast allen anderen Städten des Reichs – ist nicht nur ein Ausdruck für das vielzitierte »Heilige Köln«. Es kennzeichnet auch die Eigentümlichkeit der Situation in der Rheinmetropole. Während andernorts, zum Beispiel in Nürnberg oder Wesel, eine oder zwei Hauptkirchen Kristallisationspunkt für die religiöse Betätigung besonders des emanzipierten Bürgertums waren, verteilte sich das Engagement in Köln auf fast 20 Parochien und Dutzende weitere Stifts- und Klosterkirchen. Dies führte zu einer viel umfassenderen Integrationsfunktion über die engste Führungsschicht hinaus. Allerdings ist die Lage dadurch auch enorm vielschichtig, facettenreich, ja, unübersichtlich – nicht zuletzt hinsichtlich des Reichtums an Bauten und deren Ausstattung, der aufgrund seiner schieren Masse häufig eher in die Breite denn in die Spitze tendiert.

Es ist ein umso größeres Verdienst, mit den vorliegenden zwei Bänden, kurz nach der Arbeit des Rezensenten zur sozial- und verfassungsgeschichtlichen Bedeutung der Kölner Kirchengemeinden, die sich als Qualifikationsschrift stark an Forschungsfragen orientiert (Tobias Wulf: Die Pfarrgemeinden der Stadt Köln. Entwicklung und Bedeutung vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit. Siegburg 2012), eine systematische Darstellung der Pfarrkirchen aus bau- und kunstgeschichtlicher Perspektive in der Tradition der oben genannten Handbücher vorzulegen. Die Anerkennung hierfür gebührt nicht zuletzt dem Förderverein Romanische Kirchen Köln. Nach der Aufnahme von vier altstädtischen Pfarrkirchen in das Förderprogramm 2005 hat er sich nun des vergleichsweise randständigen und aufgrund der heterogenen Quellen- und Literaturlage nicht unbedingt dankbaren Themas im Rahmen der Reihe Colonia Romanica angenommen und es in der gewohnt opulenten Kombination aus Bild und Text umgesetzt. Die wissenschaftliche Bearbeitung wurde durch das Kunsthistorische Institut der Universität zu Köln betreut und von Lucie Hagendorf-Nußbaum ausgeführt.

Die Bände sind ausgesprochen stringent gegliedert: Auf zwei Kapitel über die Entstehung beziehungsweise Entwicklung des Pfarrsystems und die institutionelle Organisation der Kirchspiele, die als eine Art Einführung fungieren, folgt im ersten Band die Darstellung von neun Parochien (St. Alban, St. Aposteln, St. Brigiden, St. Christoph, St. Jakob, St. Johann Baptist, St. Johann Evangelist, St. Kolumba und St. Kunibert). Im zweiten Band finden sich die restlichen Gemeinden (St. Laurenz, St. Lupus, St. Maria Ablaß, St. Maria Lyskirchen, St. Maria im Pesch, St. Maria Magdalena, Klein St. Martin,



St. Mauritius, St. Paul, St. Peter und St. Severin), abgerundet durch zwei weitere allgemeine Kapitel, in denen zusammenfassend eine bau- und kunstgeschichtliche Einordnung von Architektur und Ausstattung vorgenommen wird.

Die Einführung präsentiert wenig Unbekanntes, da Entstehung und Entwicklung des Kölner Pfarrsystems im Zusammenhang mit Topographie und Wachstum der Stadt sowie der Emanzipation des Gemeinwesens bereits ausgiebig in der Forschung thematisiert wurden – von Hermann Keussen bis hin zu Eduard Hegel, dessen entsprechender Band des Geschichtlichen Atlas der Rheinlande (Eduard Hegel: Das mittelalterliche Pfarrsystem und seine kirchliche Infrastruktur in Köln um 1500 [Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft 9,1], Köln 1992) kaum Spielräume für neue Interpretationen lässt. Dennoch ist der Teil als Einstieg zwingend erforderlich. Allgemein wird davon ausgegangen, dass die Ursprünge einer eigenständigen Kölner Pfarrseelsorge in den großen extraurbanen Stiftssprengeln und den vom Dom abhängigen Gemeinden der Innenstadt zu sehen sind. Bis ins Hochmittelalter differenzierte sich das System immer weiter aus – in enger Verbindung mit der räumlichen Expansion der Stadt und der politischen Emanzipation des Bürgertums. Auch das zweite Kapitel gibt in erster Linie einen bündigen Überblick über die wichtigsten Ämter wie Pfarrer, Kirchmeister, Kapläne und Vikare, Küster, Glöckner und Schulmeister; als Grundlage für das Verständnis des Themas ist das unverzichtbar. Eine tiefgreifende Analyse der ungemein komplexen Verflechtung der verschiedenen kommunalen und kirchlichen Ebenen kann und darf hier nicht erwartet werden und würde mit Blick auf die Aufgabenstellung auch nicht weiterführen.

Der Kernteil der Arbeit – die Darstellung der Pfarrkirchen im Einzelnen – ist dagegen ausgesprochen detailliert und sehr systematisch aufgebaut. Darin liegt der große Mehrwert der Publikation als Nachschlagewerk beziehungsweise Handbuch. Für jeden Sprengel werden Zugehörigkeit, Baudaten, Lage, Pfarrbezirk, Geschichte von Pfarre und Kirche, Baugeschichte, Ausstattung (inklusive der Beschreibung einzelner Stücke) sowie Pfarrhof/-haus und Friedhof untersucht und beschrieben. Für einige der heute erhaltenen Kirchen (St. Alban, St. Johann Baptist, St. Kolumba, Klein St. Martin und St. Peter) folgt ein zusätzlicher Abschnitt von Nadine Kutz über baulichen Maßnahmen und die Ausstattung im 19. und 20. Jahrhundert. Damit liegt nun endlich eine zusammenhängende, aktuelle und weitgehend erschöpfende Darstellung der Entwicklung der Kölner Pfarrkirchen seit ihrer Entstehung vor, die die Auseinandersetzung mit diesem zentralen Aspekt der Stadtgeschichte in Zukunft substanziell erleichtern wird.

Komplettiert wird die Arbeit durch eine profunde Einordnung und Bewertung des Bau- und Ausstattungsprogramms der Kölner Pfarrkirchen. Neben der architekturgeschichtlichen Chronologie – Romanik, Gotik und Barock – sowie der Analyse von Typen und Charakteristika, wird dabei auch auf die Bauorganisation eingegangen, die Funktion und Bedeutung der Pfarrkirchen, die liturgische Nutzung von Gebäuden und Ausstattung sowie die Stiftungstätigkeit der Kölner Bürger. Das alles sind weite Felder, die natürlich nur in einer klaren Fokussierung auf das Thema behandelt werden können. Dabei wird abermals sichtbar, wie sehr es sich bei den Pfarrkirchen um einen »Teil einer breiten Kultur« handelte, »die sich gerade auch in den Zeugnissen des mittleren und geringeren Anspruchs manifestierte« (S. 215). Dennoch – beziehungsweise umso



mehr – waren und sind sie für die Geschichte der Rheinmetropole, das Leben ihrer Bürger und auch das Stadtbild nicht minder prägend als die sichtbarer hervorstechenden Monumente. Hierin ist eine der tieferen Erkenntnisse der Arbeit zu sehen – und ihre bleibende Leistung, dies nachhaltig, umfassend und systematisch dokumentiert zu haben.

*Tobias Wulf*, Bonn

**Ulrich Back/Thomas Höltken/Dorothea Hochkirchen: Der Alte Dom zu Köln. Befunde und Funde zur vorgotischen Kathedrale (Studien zum Kölner Dom 12), Köln: Verlag Kölner Dom 2012, 660 Seiten, 81 Farbabb., 604 s/w-Abb., 65 Tafeln, 19 Tabellen, 8 Beilagen, 1 DVD, 129,00 Euro.**

Die Ausgrabungen am Kölner Dom hatten monumentale Ausmaße: In 50 Jahren wurden circa 250.000 Inventarnummern für Funde vergeben, mehr als 15.000 Grabungsfotos gemacht und ungefähr 1.500 Zeichnungen zur Dokumentation erstellt. Bei diesem Reichtum an Ergebnissen ist es nur angemessen, wenn zum Abschluss der Grabungen, 16 Jahre nach deren Ende, auch ein monumentaler Band dieses einmalige und nicht mehr wiederholbare Unternehmen abschließt: Auf 660 Seiten mit zahlreichen Karten, Fotos, Zeichnungen und mit einem detaillierten Befundkatalog werden die Ergebnisse in vorbildhafter Qualität präsentiert. Sind damit alle Fragen zur Vorgeschichte des gotischen Doms geklärt? Mitnichten – aber man wird mit Fug und Recht behaupten können, dass die Alternativen der Datierungen und Zuschreibungen eingeschränkt und plausible Szenarien entworfen wurden.

Dass die 95 Meter lange und circa 41 Meter breite, dreischiffige und doppelchörige Basilika mit zwei Querarmen im 9. Jahrhundert unter der Herrschaft der Karolinger errichtet wurde, kann nicht mehr bezweifelt werden. In der Ottonenzeit fand nur eine Erweiterung von drei auf fünf Schiffe statt, die vorerst nicht genauer als in die Zeit zwischen 950 und 1050 datiert werden kann. Was die Zeit vor dem »Alten Dom« angeht, wurde auch mehr Klarheit gewonnen. Die Autoren sind sich einig, dass die vorkarolingische Kirche mit circa 55 Metern bedeutend kleiner war als bisher angenommen und wohl Anfang des 6. Jahrhunderts entstanden ist.

Kontrovers wird es dagegen bei der präzisen Verortung des Alten Doms: Archäologen und Historiker sind in dieser Frage unterschiedlicher Meinung, und es ist gut und richtig, dass dieser Dissens auch im vorliegenden Band dokumentiert ist. Die neuen archäologischen Ergebnisse, die hier erstmals breit vorgestellt werden, weisen eindeutig in die Zeit Karls des Großen und Erzbischof Hildebolds, das heißt in die Zeit um 800. Schlagend ist vor allem das Ergebnis zur Keramik, die zur Aufschüttung der Baugruben verwendet wurde. Der Bearbeiter dieser Befunde, Thomas Höltken, kann wahrscheinlich machen, dass sich darin kein Material aus der Mitte des 9. Jahrhunderts finden lässt. In dieselbe Kerbe schlägt Dorothea Hochkirchen bei ihrer Untersuchung der Steinbearbeitungstechnik. Sowohl die Spuren gezählter Werkzeuge als auch die sichtbare Abdeckung der mächtigen Fundamentmauern verweisen auf eine Entstehung in die Zeit um 800. Beide Argumente profitieren von den Ergebnissen, die durch die Grabungen

am Kölner Heumarkt sowie an der Aachener Marienkirche erzielt worden sind. Die Synergieeffekte konzertierter archäologischer Projekte sind hier mit Händen zu greifen!

Den Historiker (Clemens M. M. Bayer) kann dies alles dennoch nicht restlos überzeugen. Schließlich besagen die einzigen Schriftquellen der Karolingerzeit, dass die Kirche erst um 870 geweiht wurde, und zwar von Erzbischof Willibald. Es ist kaum vorstellbar, so argumentiert Bayer überzeugend, dass die Kirche über zwei Generationen nicht geweiht war und trotzdem als Gotteshaus benutzt wurde. Doch Bayers Beitrag ist nicht allein negativ; seine Untersuchung der Dedikationsverse Alkuins (carm. 107,2), in denen Erzbischof Hildebold erwähnt wird, stellt klar, dass es sich ursprünglich um drei Inschriften für unterschiedliche Plätze in der Kirche gehandelt hat. Diese Überlegungen bleiben aber innerhalb des Bandes nicht unwidersprochen. In der Zusammenfassung lenkt Georg Hauser die Deutungen Bayers im Sinne der Archäologie um, ohne allerdings die Argumente wirklich entkräften zu können. Hauser schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er Alkuins Verse, in denen Karl noch als König angesprochen wird, als Beleg für eine Fertigstellung des Alten Doms vor 800 verstehen will. Führt hier nicht doch das Bemühen, den Dom mit dem großen Karl in Verbindung zu bringen und ihm damit eine Spitzenstellung in der Architekturgeschichte zuzuschreiben, die Feder des Archäologen? Schließlich spricht Alkuin beim besten Willen nicht von einem Neubau der Kirche, und es wäre doch höchst verwunderlich, wenn die Kirche schon um 800 mit Altären ausgestattet gewesen wäre, die von Alkuin für Hildebold mit Inschriften versehen wurden – der Stifter selbst, Hildebold, sich 818 aber in St. Gereon begraben hätte lassen. Dass Willibald als erster im Dom begraben wurde, sollte doch zu denken geben. Die Forschung muss sich also bis auf Weiteres damit begnügen, die Unvereinbarkeit von archäologischen und historischen Quellen festzuhalten. Die Frage wird nur einer Lösung zugeführt werden können, wenn beide Disziplinen von einer Absolutsetzung ihrer Ergebnisse absehen und der historischen Kontingenz die Tür öffnen. Angesichts der von wilden Spekulationen gekennzeichneten Forschungsgeschichte zum Alten Dom liegt mit dem vorliegenden Band jedenfalls ein neuer Meilenstein vor.

*Karl Ubl, Köln*

**Stefan Lewejohann (Hg.): Köln in unheiligen Zeiten. Die Stadt im Dreißigjährigen Krieg. Begleitband zur Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums vom 14. Juni bis 5. Oktober 2014, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2014, 260 S., zahlr. Abb., 16,90 Euro.**

Das Buch erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum von Juni bis Oktober 2014. Diese nahm sich mit dem 17. Jahrhundert eine Epoche vor, die lange im Schatten der mittelalterlichen ›großen‹ Jahrhunderte stand und bis heute auch gegenüber dem 16. und 18. Jahrhundert zurücktritt.

Die lange geführte Klage darüber, dass die Kölner Stadtgeschichte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges kaum erforscht sei, ist zwar angesichts einer Studie von Christian Barz (Köln im Dreißigjährigen Krieg. Die Politik des Rates der Stadt [1618–1635]). Vorwiegend anhand der Ratsprotokolle im Historischen Archiv der Stadt Köln, Frankfurt

am Main u. a. 2005) über die Politik des Rats von 1618 bis 1635 (2005) und vor allem Hans-Wolfgang Bergerhausens Band der Kölner Stadtgeschichte »in einem eisernen Zeitalter« (Köln in einem eisernen Zeitalter. 1610–1686, Köln 2010) zu relativieren. Allerdings stehen diese Arbeiten für eine starke Akzentuierung – vielleicht auch problematische Überhöhung – der politischen Geschichte der Stadt im Verhältnis zu deren Sozial- und Kulturgeschichte. In diesem Licht jedenfalls erscheint die vom Kölner Magistrat bis zum Schwedischen Krieg (1631/32) lange, allerdings mit beträchtlichem Aufwand gewahrte Neutralität gegenüber den kriegsführenden Mächten als hervorstechendes Charakteristikums Kölns zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Man darf davon ausgehen, dass die Autoren des Bandes gegenüber diesem Problemkomplex einen gewissen Kontrapunkt setzen und bewusst eine größere Bandbreite von Themen entwickeln wollten.

Der Band ist in vier größere, nicht nummerierte Abschnitte gegliedert, die jeweils Unterabschnitte beinhalten: »Köln – eine Großstadt im 17. Jahrhundert« (Unterkapitel: »Macht, Repräsentation und Gesellschaft«, »Die ›Anderen‹«), »Moneten und Musketen« (»Köln im Krieg – Krieg in Köln«, »Akteure«), »Das ›Heilige Köln‹« (»Köln als katholisches Bollwerk«, »Schatzhaus Köln«, »Was bleibt?« (»Kunst und Bauten«, »Brauchtum und Heiligenverehrung«). Angesichts der hohen Zahl von 35 Beiträgen und 19 Autorinnen und Autoren können die vielfältigen Themen selbstverständlich nur angerissen werden. Die maximal zehn Seiten umfassenden, meist aber noch kürzeren Texte auf gut 230 Textseiten im kleinen Buchformat sind nur mit knappen Literaturverweisen versehen, und Endnoten sind eher die Ausnahme. Die Vielzahl der Beiträge auf derart beschränktem Raum geht unweigerlich zu Lasten der inhaltlichen Vertiefung wie etwa der Kontextualisierung. So sind insbesondere die Beiträge mit kunstgeschichtlichem Bezug über den ganzen Band verteilt und wirken somit im Gesamtrahmen stellenweise etwas assoziativ.

Die Verfasserinnen und Verfasser verweisen vielfach auf die offenen Stellen der Kölner Stadtgeschichte im 17. Jahrhundert. So ist Georg Mölichs Beitrag zur Kölner Stadtverfassung (S. 21–23) sicher nicht allein deshalb auf gerade einmal drei Textseiten beschränkt, weil der Platz nicht ausreicht. Über den Normzustand hinaus ist nämlich unser Wissen über die Oligarchisierung der politischen und ökonomischen Macht in Köln auf wenige vereinzelt Manifestationen beschränkt wie den »Gülich-Aufstand« von 1680–1686 und insgesamt von einer sozialen Stratifikation der Stadtgesellschaft weit entfernt. Es kann daher nicht verwundern, dass der Ausstellungsband die bestehenden Defizite reflektiert, ist doch, wie Mölich an anderer Stelle feststellt, die »Sozial- und Gesellschaftsgeschichte Kölns im 17. Jahrhundert bisher weitgehend unerforscht« (S. 25) geblieben. Manches dessen, was man in einer primär orientierenden Darstellung erwarten würde, fehlt daher: etwa ein Text über die soziale, ökonomische und politische Differenzierung innerhalb der Gaffeln, eine Synopsis der Wirtschaftsgeschichte oder ein Überblick über die massiv ausgeprägten Unterschichten. Eine Ausnahme bildet der Beitrag von Michael Kaiser über »Köln in der Kriegswirtschaft«, der der Stadt eine »bedeutende, ja zentrale Rolle für die Kriegswirtschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges« (S. 96) beimisst. Dies galt für Köln als Zentrum des Waffenhandels wie der Waffenproduktion und eine ganze Vielzahl weiterer versorgungsrelevanter Güter. Wer

genau aber die Profiteure dieser Geschäfte waren, ob und inwiefern sich diese vordergründige Erfolgsgeschichte auf das soziale Gefüge der Stadt niederschlug, wüsste man freilich gern. Schließlich hatte die Bürgerschaft, so Hans-Wolfgang Bergerhausen, nach Kriegsende enorme Entschädigungsleistungen an Schweden und Hessen zu zahlen und war nach 1648 finanziell fast ruiniert (S. 91).

Dass sich für Köln trotz der weitgehenden Verschonung vor unmittelbaren Kriegseinwirkungen nach 1648 keine glückliche Zeit eröffnete, lag jedoch nicht allein in der Abschöpfung seiner Ressourcen von außen begründet, sondern im Verhalten der weltlichen und geistlichen Eliten in der Stadt selbst. So diente die Rückbesinnung auf jenes »hillige Köln«, von dem einst in der Koelhoffschen Chronik die Rede gewesen war, zu nichts anderem als zur Verbrämung eines von den Ratseliten traditionell gehegten Herrschaftsmonopols mit religiösen und historischen Argumenten. Es war dies die Fiktion eines durch Anciennität und Honorabilität legitimierten Herrschaftsmonopols, über das Bergerhausen in seiner Stadtgeschichte befand, es fuße auf einem »auch nach den Maßstäben des 17. Jahrhunderts überholten Herrschaftsverständnis« (Köln in einem eisernen Zeitalter [s. o.], S. 373 f.). Von dessen Umsetzung in der sozialen Wirklichkeit der Stadt zeugen im Sammelband die Beiträge unter anderem von Ursula Reuter über die Kölner Juden, Joachim Oepen und Wolfgang Rosen über Konfessionsbildung und Konfessionalisierung und Stefan Lewejohann über den Jesuitenorden, während das doch recht gut aufgearbeitete Thema der »Hexenverfolgungen« überraschenderweise nicht berücksichtigt wurde.

Das Buch ist wie jedes andere an seinem Anspruch zu bewerten. Dieser war es, so die Einführung, durch Ausstellung und Begleitband »eine bisher weitgehend unbekannte Epoche der Stadtgeschichte erstmals lebendig werden« zu lassen (S. 14). Das ist mit diesem reich illustrierten Band gut gelungen, dessen Einzelbeiträge im besten Sinne anregend wirken, vielleicht gerade deshalb, weil sie nicht in eine komplexe Systematik eingebunden sind. Eine weiterer Wert liegt außerhalb des Themas: Mit dem Zusammensturz des Kölner Stadtarchivs hat sich über die Erforschung der Kölner Stadtgeschichte ein Schleier gelegt. Ausstellungen und Publikationen wie diese sind notwendig und in der Form geeignet, gegenüber der Öffentlichkeit zu signalisieren, dass dem historischen Gedächtnis der Stadt durch die Katastrophe von 2009 kein Schlusspunkt gesetzt worden ist. Es bleibt somit zu hoffen, dass der Sammelband Denkanstöße und Impulse zur Fortführung der Befassung mit der Kölner Stadtgeschichte setzen wird.

*Stephan Laux, Trier*

**Christian Schlöder: Bonn im 18. Jahrhundert. Die Bevölkerung einer geistlichen Residenzstadt (Stadt und Gesellschaft Bd. 5), Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2014, X + 339 S., 25 Abb., 2 Karten, 44,90 Euro.**

Die Historische Demographie hat es in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht leicht. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Sog der Konjunktur einer »historischen Sozialwissenschaft« mit vielen Vorschusslorbeeren versehen, hat die Forschungspraxis kaum mit den hohen Erwartungen Schritt gehalten. Anders als zum

Teil in der englisch- und französischsprachigen Welt prägt die Bevölkerungsgeschichte mit ihren durchaus kontinuierlich erscheinenden Studien kaum die großen Debatten der »Zunft«. Diesem Befund haftet angesichts der gewachsenen methodischen Möglichkeiten eine gewisse Tragik an. Denn während in der Pionierzeit der Historischen Demographie »EDV« noch eine Geheimwissenschaft für Spezialisten war, haben sich mit dem Siegeszug des PC samt leicht handhabbarer kommerzieller Software die technischen Voraussetzungen für die praktische Durchführung enorm verbessert. Stattdessen dominiert seit Längerem eine eher fallstudienorientierte Kulturgeschichte, die farbige Ergebnisse mit weniger Aufwand zu liefern verspricht. Denn entsagungsvoll und aufwändig bleibt die historische Demographie auch heutzutage.

Vor diesem Hintergrund ist das Erscheinen einer Arbeit zu begrüßen, die nach Studien zu Mainz (W. G. Rödel), Koblenz (E. François) und Trier (Kohl) nun auch die rheinische geistliche Residenz Bonn auf die demographische Landkarte setzt. Es handelt sich dabei um eine bei Maximilian Lanzinner entstandene Dissertation, mithin um ein klassisches »Ein-Mann-Unternehmen« und nicht um ein großes Forschungsteam. Aufwändige Familienrekonstitutionen, wie sie ohnehin eher im dörflichen Kontext möglich sind, wie sie aber auch für Mainz vorgenommen wurden, waren deshalb nicht möglich. Grundlage der Arbeit bilden vor allem die vitalstatistischen Daten über Taufen, Heiraten und Sterbefälle aus den vier Bonner Kirchspielen St. Remigius, St. Gangolf, St. Martin und St. Petrus in Dietkirchen. Einigermaßen vollständig sind die Kirchenbücher seit 1718, dem Startpunkt der Untersuchung, wobei bei den Taufen bis ins Jahr 1688 zurückgegriffen werden kann. Die Hauptpfarre St. Remigius umfasste dabei mehr als zwei Drittel der Stadtbevölkerung und wurde detaillierter in einer Datenbank erfasst und ausgewertet als die übrigen drei.

Die Studie setzt zu einem Zeitpunkt ein, an dem die Stadtbewohner auf schwierige Jahrzehnte zurückblickten. Kurz nach dem Regierungsantritt von Kurfürst Joseph Clemens (1688–1723) verwandelte im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges die französische Beschießung die Stadt in einen »erbärmlichen Steinhaufen«, so ein zeitgenössischer Augenzeuge. Als sich der Kurfürst 1701 mit Frankreich gegen den Kaiser verbündete, stockte der mühsame Wiederaufbau; es kam zu neuerlichen Kriegshandlungen, zur Flucht vieler wohlhabender Bürger und zum langjährigen Exil des Stadtherren, der erst 1715 in seine Residenz zurückkehren konnte. Während der Regierungszeit seines Nachfolgers Clemens August (1723–1761) prosperierte dann der Wittelsbacher Hof und mit ihm die Residenzstadt. Sein Nachfolger Max Friedrich, nach langer Zeit der erste Nicht-Wittelsbacher auf dem Erzbischofsstuhl, betrieb eine sparsame Konsolidierungspolitik und verkleinerte den Hof dramatisch, bevor 1782 mit dem Kaiserbruder Max Franz ein dezidiertes Aufklärer den Thron bestieg. Aus diesem Befund ergibt sich für den Verfasser gleichsam automatisch eine wichtige Leitfrage der Arbeit, nämlich die nach den Auswirkungen dieser mehrfachen abrupten Zäsuren auf die Stadt. Die Entwicklung der Bevölkerungszahl, wie sie im zweiten Kapitel der Arbeit untersucht wird, spiegelt diese Brüche durchaus wieder. Aus der Hochrechnung der Bevölkerungsgröße anhand der Taufen, eine methodisch nicht unproblematische Operation, die auf Mutmaßungen über die quantitative Relation zwischen Taufen und Gesamtpopulation fußt, ergibt sich für 1690 eine Zahl von rund 4.700 Einwohnern. In den folgenden

zwei Jahrzehnten lag sie wohl um rund 2.000 Einwohner höher, aber erst ab 1715 kam es zu einem rasanten Anstieg: 1720 lag die Zahl bei 9.372. Mitte des Jahrhunderts wird die Spitze erreicht mit 13.594 Einwohnern, während nach Ende der höfischen Prachtphase die Zahl wieder auf unter 10.000 fällt. Die erste valide Volkszählung ergibt dann 1790 eine Zahl von circa 11.000 Personen inklusive der Garnison. 1796, nach der französischen Okkupation, sollten dann nur noch 8.550 Personen in der Stadt leben. Insgesamt folgt die Bevölkerungskurve also grob der Entwicklungskurve des Hofes, wenn auch vielleicht nicht gar so eng wie es Schlöder suggeriert. Das lässt sich an der Topographie ablesen, die im Fortgang des Kapitels analysiert wird. Bonn profitierte von der Neuanlage etlicher Straßen, ja ganzer Vororte und Stadtviertel im Zuge der Ausgestaltung seiner Residenz durch den Kurfürsten. Die mitgelieferten Karten liefern hier wichtiges Anschauungsmaterial. 1762 wohnten die Bonner in gut 1.000 Häusern, eine Zahl, die sich im Folgenden kaum änderte.

Wirtschaftlich war Bonn traditionell eher ein lokales Zentrum mit einer begrenzten Ausstrahlung. Im 17. Jahrhundert dominierte der Weinanbau (oft im Nebenerwerb), Gewerbe und Handel blieben im Schatten der großen Metropole Köln. Die entscheidenden Impulse kamen im Untersuchungszeitraum vom Hof des Kurfürsten. Das zeigen die Analysen zur städtischen Sozialstruktur (3. Kapitel), die sich aus Quellengründen stark auf die Handwerker konzentrieren und ausgerechnet die zahlenmäßig stärkste Gruppe in der Berufsgliederung Bonn von 1790 ausblendet, nämlich die Dienstboten. Auch zu den rund 800 in Bonn seit um 1730 kasernierten Soldaten (in Kriegszeiten konnten es mehr sein) sind naturgemäß nur wenige Aussagen möglich. Was die sozioökonomische Entwicklung der Bürgerschaft zwischen 1758 und 1795 angeht, so kommt der Verfasser aufgrund dreier Steuerlisten für die Zeit nach Clemens August zu dem Schluss, »dass sich die Bürgerschaft verkleinerte und die verbliebenen Bürger wirtschaftliche Einbußen erlitten« (S. 67), eine Schlussfolgerung, die sich aufgrund der präsentierten Tabellen nur mit Einschränkung nachvollziehen lässt. Anschaulich dagegen ist die Projektion der Ergebnisse im Raum. Sozialtopographisch wohnten viele Wohlhabende in den dem Hof benachbarten Straßen, aber nicht die Reichsten: »diese wohnten in der Nähe des Rheines in der Risselstraße (»Am Vierecksplatz«) und »An der Judengasse« (Liliengasse). Nicht weit entfernt von diesem Stadtviertel lag im Nordosten der ärmste Teil der Stadt« (S. 73).

Der genaueren Untersuchung des Hofes ist ein eigenes, 4. Kapitel gewidmet. Auf der Grundlage von Hofkalendern wird zunächst die Zahl der Hofangehörigen ermittelt, die am Ende der Glanzzeit von Clemens August über 1.200 lag, sich danach aber abrupt fast halbierte. Allerdings gehörte nur ein kleinerer Teil des Hofes zur Bonner Einwohnerschaft, vielleicht rund ein Drittel (1790 waren es 364 Personen). Viele Adlige und Hofbedienstete, die anderswo ihren Lebensmittelpunkt haben mochten, lebten allerdings zeitweilig in der Stadt zur Miete, waren folglich für die städtische Lebenswelt und Ökonomie durchaus relevant. Zu den Berührungspunkten zwischen Hof und Stadt gehörten Beschwerden der Bonner über die wirtschaftliche Konkurrenz der Auswärtigen und die starke Einflussnahme des Kurfürsten auf »seine« Residenz. Ohne den kurfürstlichen Hof kaum zu erklären sein dürfte auch die häufig beschriebene Rolle der Aufklärung in der kommenden Universitätsstadt Bonn, die hier einmal mehr angesprochen wird.



Das 5. Kapitel über die Bevölkerungsbewegung ist nicht nur mit rund einhundert Seiten das umfangreichste, sondern es bietet auch »den Kern der historisch-demographischen Auswertung der in den Kirchenbüchern verzeichneten Vitalereignisse« (S. 121). Dabei verschiebt sich tendenziell der Fluchtpunkt der Darstellung ein wenig von Bonn weg, indem der Autor hier vorwiegend mit den andernorts gewonnenen Forschungsergebnissen der historischen Demographie den Dialog aufnimmt. Dabei bestätigen die Ausführungen zur Natalität, Nuptialität und Mortalität – methodisch äußerst gewissenhaft gearbeitet – in vielen Aspekten die bisherigen Ergebnisse. Vergleichsweise exceptionell dagegen erscheint in Bonn der Anstieg des durchschnittlichen Heiratsalters der Frau von circa 22 Jahren in den 1730er Jahren auf circa 27 Jahre in den 1780er Jahren; eine geringere Geburtenzahl war die Folge. Hier und nicht in der nur leicht zurückgehenden Zuwanderung in die Stadt lag der wesentliche Grund für die sinkende Bevölkerungszahl nach 1761. Jüngere Leute, die es in den Glanzzeiten des Hofes in die Stadt gezogen hatte, wanderten nun wieder ab, die Stadt veraltete. Das lässt sich nicht zuletzt am steigenden Anteil von Witwen an der Gesamtbevölkerung ablesen.

Im nächsten kurzen Kapitel 6 (Analyse der Einwohnerschaft im Querschnitt) kehrt der Verfasser zu den Daten der Volkszählungen von 1720, 1790 und 1800 zurück und wertet diese hinsichtlich der jeweiligen Haushaltsgröße, Kinderzahl und der Relation der Geschlechter aus. Wiederum gewinnt er demographisches Vergleichsmaterial, während die Befunde für die Dynamik der Bonner Geschichte eher blass bleiben – die generative Struktur von 1720 ähnelt der von 1790 (abgesehen vom Witwenanteil), die zwischen diesen Polen sich vollziehende Dynamik wird nicht erfasst.

Im letzten, 7. Kapitel thematisiert Schlöder den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der vitalstatistischen Daten und möglichen Krisenphänomenen wie Kriegen und Naturkatastrophen, Hungerkrisen oder Epidemien. Methodisch geht er so vor, dass zunächst rein technisch Jahre mit erhöhter Sterblichkeit (30 Prozent über »normal«, Durchschnittswerte der fünf Jahre vorher und nachher) identifiziert werden, um sodann nach möglichen Gründen zu fahnden. Im Ergebnis kommt er aber zu plausiblen Vermutungen über die jeweiligen Ursachen der dramatisch erhöhten Sterblichkeit. Vor allen Seuchen wie die Pocken, die rote Ruhr und das Fleckenfieber können für die meisten Krisenjahre dingfest gemacht werden. Die schlimmste Krise des Untersuchungszeitraums ereignete sich im Jahr 1795 mit seinem kalten Winter und seiner mangelhaften Versorgung. Die schwache Konstitution der Menschen schuf freie Bahn für das ausbrechende Fleckenfieber, das den Tod von 624 Menschen (bei einer Bevölkerung von etwa 9.000 Personen) verursachte. Auch Versorgungskrisen, wie sie zuvor auch 1739/40 und 1770–1772 aufgetreten waren, verursachten insgesamt wohl weniger direkte Todesfälle, als dass sie Krankheiten den Weg bereiteten. Den obrigkeitlichen Maßnahmen von Kurfürst und Rat zur Überwindung der Krise spricht der Autor wohl eine insgesamt begrenzte Wirksamkeit zu als es seinerzeit Dietrich Ebeling für die Reichsstadt Köln tat.

Demographische Arbeiten sind selten ein ungetrübter Lesegenuss für den eiligen Leser. Viel harte Kärrnerarbeit steckt in der vorliegenden Arbeit, und Arbeit nötigt sie wiederum ihren Lesern ab. Aber unbeschadet der Tatsache, dass der Rezensent nicht jede Schlussfolgerung nachvollziehen konnte, lohnt sich die zu investierende Arbeit

für viele Gruppen von Interessenten: selbstverständlich für die historische Demographie, die eine Fülle neuer Vergleichsdaten vorfindet; weiter für die Bonner Stadtgeschichte, die durch farbige neue Einblicke in das Leben der Residenz bereichert wird; schließlich für die vergleichende Stadtgeschichte, die sich von Methode und Ertrag der Studie anregen lassen kann.

*Gerd Schwerhoff*, Dresden

**Udo Bürger: Rheinische Unterwelt. Kriminalfälle im Rheinland von 1815–1918, Köln: Emons 2013, 319 S., 11,90 Euro.**

Zu den konstituierenden Besonderheiten der rheinisch-preußischen Geschichte im 19. Jahrhundert gehört es, dass am Rhein das von Frankreich zwischen 1794 und 1814 übernommene Rechts- und Gerichtssystem auch nach der preußischen Besitznahme 1815 fortgalt, der Code Civil Napoleons I. sogar bis 1900. Während am Rhein öffentliche Geschworenengerichte Recht sprachen, entschieden in Altpreußen bis 1848 allein Beamtenrichter auf der Grundlage des Allgemeinen Landrechts unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Hinrichtungen wurden am Rhein mit der Guillotine ausgeführt, der in den Jahren der Schreckensherrschaft der Jakobiner 1793/94 rund 17.000 Menschen zum Opfer gefallen waren, im Januar 1793 auch der französische König Ludwig XVI., und die in ganz Europa zum Symbol für den mit der Französischen Revolution von 1789 verbundenen Terror geworden war. In Preußen wurde demgegenüber die Todesstrafe mit dem Handbeil oder – bis 1851 – auch mit dem Rad vollzogen.

Nach einer Reihe von Publikationen zur rheinischen und zur Kölner Kriminalgeschichte (siehe u. a. 2009: »Bleche Botz und Klingelpütz. Kölner Kriminalfälle von 1815–1918«) hat Udo Bürger mit dem vorliegenden Buch eine Darstellung von Kriminalfällen in der ehemaligen Rheinprovinz im Laufe des 19. Jahrhunderts (1815–1918) vorgelegt. Ausgehend von einer im Anhang veröffentlichten verdienstvollen Übersicht über 127 Hinrichtungen, die zwischen 1818 und 1918 in der Rheinprovinz vollstreckt wurden, schildert Bürger informativ und anschaulich die dahinter stehenden spannenden Kriminalfälle. Die erste Hinrichtung unter preußischer Herrschaft hatte im Rheinland 1818 in Aachen stattfinden sollen. Ein Geschworenengericht hatte ein Jahr zuvor den 20jährigen Leinenweber Ludwig Jansen wegen Mordes zum Tode verurteilt. Da Jansen verstarb, bevor das gegen ihn verhängte Todesurteil vollstreckt werden konnte, kam die Guillotine in der Rheinprovinz erstmals in Trier im Oktober 1818 gegen den Raubmörder Peter Roeder wieder zum Einsatz.

Leider ist die Aussagekraft der angehängten Übersicht sehr eingeschränkt, da in ihr nicht zwischen den von Zivil- und den von Militärgerichten verhängten Todesurteilen unterschieden wird. Die Quellenlage ist insgesamt schwierig, in besonderem Maße jedoch für die Militärgerichtsverfahren, für die noch nicht einmal statistische Angaben überliefert sind. In der Liste fehlt beispielsweise die Hinrichtung der Landwehrmänner Johann Manstein, Anton Seiler und Nikolaus Alken, die in der Revolution von 1848/49 am Sturm auf das Prümer Zeughaus teilgenommen hatten. Sie waren am 14. Oktober

1849, am Vorabend des Geburtstags des Königs, von einem Erschießungskommando hingerichtet worden. Allgemein hatte man eine Begnadigung erwartet.

Um die rheinpreußische Kriminalgeschichte verstehen zu können, sind zwei wichtige Aspekte hervorzuheben, auf die Bürger nicht eingeht. Erstens hatten Rechtssprüche der rheinischen Schwurgerichte, die auf Todesstrafe oder lebenslängliche Zuchthausstrafe lauteten, erst nach Bestätigung durch den preußischen König Gültigkeit. Dieses Bestätigungsrecht, das erst in der preußischen Verfassung von 1848 einem Begnadigungsrecht wich, »machte den Monarchen praktisch zu einer weiteren Instanz oberhalb des höchsten Gerichts und war nichts anderes als ein Eingriff in die Unabhängigkeit der Gerichte« (Dieter Strauch). Da die Hohenzollernkönige nur sehr zurückhaltend rheinische Todesurteile bestätigten, profitierte die Menschlichkeit. Pro Kopf der Bevölkerung wurden in der Rheinprovinz von den Geschworenengerichten zwar erheblich mehr Todesurteile als in allen anderen preußischen Regionen gesprochen, aber aufgrund der königlichen Ablehnung der Geschworenengerichte wurden die wenigsten tatsächlich vollzogen. Nach Angaben des Strafrechtlers Karl Joseph Anton Mittermaier, der 1819/21 in Bonn lehrte und 1840 eine machtvolle Anklage gegen die Todesstrafe veröffentlichte, bestätigte der König nur dann ein in der Rheinprovinz gefälltes Todesurteil, wenn ein Geständnis vorlag.

Zweitens war die preußische Strafrechtsreform von 1851 nicht nur mit einer Änderung der Hinrichtungsmodalitäten verbunden. Ab dem 1. Juli 1851 löste das preußische Strafgesetzbuch den Code Pénal von 1810 ab. Wie Bürger zu Recht hervorhebt, wurden Hinrichtungen nun nicht mehr öffentlich, sondern nur noch in umschlossenen Räumen vollzogen, in der Regel auf den Gefängnishöfen. Darüber hinaus aber wurde vor allem »die Zahl der mit dem Tode strafbaren Handlungen bedeutend vermindert« und der »Begriff der einzelnen todeswürdigen Verbrechen derart verändert«, schrieb 1869 das preußische Statistische Bureau, dass seit 1851 »ein ganz anderer Thatbestand als Voraussetzung des Strafeintritts« galt als vorher. Der Code Pénal hatte die Todesstrafe noch in 39 Artikeln vorgesehen, bis 1835 auch für Falschmünzerei. Das neue Strafgesetz drohte die Todesstrafe auf 14 verschiedene strafbare Handlungen an, darunter Hoch- und Landesverrat, Mord, Totschlag, Raubmord und Brandstiftung.

*Jürgen Herres, Berlin*

**Tanja Junggeburch: Stollwerck 1839–1932. Unternehmerfamilie und Familienunternehmen (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 225), Stuttgart: Franz Steiner 2014, 604 S., Abb. und Tab. 82,00 Euro.**

Zahlreiche Studien der Unternehmensgeschichte haben sich in den letzten Jahrzehnten mit Handlungs- und Entscheidungsprozessen in den Betrieben beschäftigt. In diese Forschungen reiht sich auch die Dissertation über die familialen und ökonomischen Handlungslogiken des Kölner Familienunternehmens Gebr. Stollwerck AG ein, die Tanja Junggeburch an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn vorgelegt hat.

Ausgehend von den Verfügungsrechten, mit denen sich eine Familie im Unternehmen »verbindlich und sichtbar [...] Verfügungsmacht« (S. 27) über Generationen sichert,

erforscht Junggeburth die Geschichte der Familie und des Unternehmens Stollwerck mit Hilfe von Fragestellungen der Bürgertumsforschung und Unternehmensgeschichte. Daher gliedert sich die Studie in zwei große Teile, zum einen in die Analyse der Unternehmerfamilie und zum anderen in die Untersuchung zum Familienunternehmen. Vorangestellt wird ein kurzes Kapitel über die Unternehmensentwicklung (S. 45–58) von der Gründung durch Franz Stollwerck im Jahr 1839 bis 1932 – dem Jahr, in dem die letzten Familienangehörigen aus der Unternehmensführung ausschieden und Bankenvertreter die Leitung des Unternehmens übernahmen.

Bei der Untersuchung der Unternehmerfamilie interessieren der gesamte »bürgerliche Wertehimmel« beziehungsweise die Bourdieuschen Kapitalarten (ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital, S. 30) der wirtschaftsbürgerlichen Familie. So konzentriert sich Junggeburth auf deren äußere Rahmenbedingungen (Sozialisation und Ausbildungswege, S. 59–95; Heirat und Ehe, Familiengründung und Kinderzahl, S. 96–128; Finanzkraft und Wohnsituation; S. 128–172). Sodann geht es um das Innenleben der Bürgerfamilie, um den Familiensinn als Fluchtpunkt der Unternehmerfamilie (S. 173–203) sowie um Zwietracht und familiäre Krisen statt Harmonie und Gleichmäßigkeit (S. 204–217). Den Abschluss des ersten Teils bildet der Abschnitt über die Bürgerfamilie in der Öffentlichkeit, das heißt über die Bedeutung von Kirche und Religion (S. 218–238), die politischen Überzeugungen und ihr öffentliches Engagement (S. 239–270).

Im zweiten Teil, der Betrachtung des Familienunternehmens, liegt der Schwerpunkt auf der Analyse der Verfügungsrechte innerhalb der Unternehmensnachfolge (Generationenübergang im Zeichen familiärer Auseinandersetzungen, S. 271–299; Generationenübergang als unvollendeter Prozess, S. 300–361; Die schleichende Auflösung des Familienprinzips, S. 262–412). Hinzu tritt das Kapitel über das Unternehmen im Spannungsfeld von Markt und Familie, unterteilt in die Abschnitte über Werbestrategien eines familiär geführten Unternehmens (S. 413–461) sowie zu bürgerlichen Idealen als Zentrum der Unternehmenskultur (S. 462–510). Die Frage nach den Chancen oder Hemmnissen bei der Verbindung von Unternehmen und Familie rundet die Untersuchung ab (S. 511–545).

Die umfangreiche Fallstudie von Junggeburth hat einen unübersehbaren Vorteil: Durch die Erforschung der Handlungslogik der drei Unternehmergenerationen gelingt eine detaillierte Überprüfung des sogenannten »Buddenbrook-Effekts«, wonach mit der dritten Generation zwangsläufig der wirtschaftliche Niedergang des Unternehmens beginnt. Junggeburth bestätigt diese These und darüber hinaus gelingt es ihr, die vielfältigen Gründe dafür darzustellen, so zum Beispiel betriebswirtschaftliche und betriebsorganisatorische Mängel nach dem Ersten Weltkrieg, den Tod der »Integrationsfigur« Ludwig Stollwerck, das dadurch bedingte Fehlen einer generationenübergreifenden Perspektive und makrohistorische Zäsuren wie der politische Umbruch zur Weimarer Republik (S. 543 f.).

Gut und schlüssig sind Ergebnisse zu Teilaspekten, so unter anderem die Analyse der Wohngegenden der Familie Stollwerck, welche die »unternehmerische Potenz« widerspiegeln (S. 166 f.) oder die bei Stollwercks vorherrschende Spannung zwischen Familienideal und Familienalltag (S. 205). Sehr interessant ist die Darstellung der Krisenjahre um 1930/31 und das Wirken Karl Kinnichs, das belegt, wie die verbleibenden Familienmitglieder nach und nach von der Verfügungsmacht abgelöst wurden

(S. 394 ff.) oder wie es der dritten Generation nicht gelang, einen Anknüpfungspunkt zur überaus erfolgreichen Werbestrategie von Ludwig Stollwerck vor dem Ersten Weltkrieg herzustellen (S. 460 ff.).

Manche inhaltliche Bewertung mag man anders sehen, zum Beispiel warum Maria und Ludwig Stollwerck Frömmigkeit nur innerhalb der bürgerlichen Grenzen (S. 114) zugestanden wird. Nicht ganz verständlich erscheint auch die Kritik an dem von Angelika Epple so bezeichneten Fraternitätsprinzip: Vertraglich wurde 1882 zwar der Grundsatz der Seniorität der älteren Brüder innerhalb der Unternehmensführung vereinbart, doch in der Realität, und das spiegeln die Quellen hinreichend wider, strebten die fünf Brüder auf der Unternehmens- und Familienebene immer eine Übereinstimmung an (S. 295).

Viel soll an dieser Stelle nicht kritisiert werden. So wäre zum Beispiel eine Vergleichszahl zu anderen Unternehmen interessant, wenn auf S. 53 die Stollwerck-AG als größter Arbeitgeber in Köln bezeichnet wird. Bei dem ansonsten akkuraten Lektorat fallen nur die »heiligen drei Könige« (S. 53) oder »Euro« (statt Mark, S. 230) auf. Der Anhang ist sehr ordentlich, jedoch durch die Anführung jeder benutzten Quelle aus dem Stollwerck-Bestand im RWVA aufgebläht.

Beim Lesen wünscht man sich zuweilen eine virtuosere Handhabung der Literatur, welche die bereits durch die früheren Forschungen (zum Beispiel Martin Loiperdinger: *Film und Schokolade*, Frankfurt am Main 1999; Gabriele Oepen-Domschky: *Kölner Wirtschaftsbürger im Deutschen Kaiserreich*, Köln 2003; Angelika Epple: *Das Unternehmen Stollwerck*, Frankfurt/New York 2010) bekannten Aspekte zusammengefasst und so die Studie verkürzt hätte (so S. 263 über die Beziehungen Ballin-Stollwerck, S. 229 ff. über das ehrenamtliche Wirken Ludwig Stollwercks in der Pfarrgemeinde, S. 470 ff. über das England-Geschäft oder S. 438 ff. über die Werbestrategien).

Und am Ende würde man im Fazit auch gerne wissen, mit welchen Mitteln die Enkelgeneration sich ihre Stellung im Unternehmen hätte sichern können. Der dritten Generation fehlte nämlich – so Junggeburth – die Gruppenidentität und Kommunikationsbasis. Die Familie wurde zum »Handicap« (S. 545). Doch diese Erkenntnis springt im Falle der Stollwerck AG ja geradezu aus den Quellen heraus. Wenn Franz Stollwerck sein Unternehmen zur Sicherung für seine Söhne auf Expansion anlegte, und seine fünf Söhne durch die Frontstellung zum Vater dem Unternehmen eine gemeinsame Sinnstiftung zu geben vermochten, so waren seine Enkel nicht mehr fähig, eine neue, handlungsleitende Perspektive, das heißt eine neue familiale Kultur, für das Familienunternehmen und die Unternehmerfamilie zu entwickeln. Was haben also die Bosch, Haniel oder Oetker unter den strukturellen Widrigkeiten von Weimarer Republik und Nationalsozialismus im Gegensatz zu Stollwerck anders gemacht, um zu überleben? Doch solche Fragen zu beantworten, hieße, die sehr gelungene Fallstudie von Junggeburth überzustrapazieren.

*Gabriele Oepen-Domschky, Köln*

**Detlef Lehnert (Hg.): Kommunalen Liberalismus in Europa. Großstadtprofile um 1900 (Historische Demokratieforschung, Bd. 9), Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2014, 316 S., 5 s/w-Abb., 42,90 Euro.**

Im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg wurden 85 Prozent aller circa 100 Städte im Deutschen Kaiserreich mit mehr als 50.000 Einwohnern von liberalen Mehrheiten in den Stadtparlamenten »regiert« – so auch in Köln. Dieses eindeutige Ergebnis deutet auf eine sehr starke liberale Dominanz im urbanen Leben des Kaiserreichs hin, die sich aber kaum in der bisherigen Liberalismus-Forschung niedergeschlagen hat. Diesem Zusammenhang zwischen Liberalismus und kommunalem politischen Leben im europäischen Vergleich hatte sich 2012 eine Tagung in Potsdam gewidmet, deren überarbeitete Beiträge im vorliegenden Sammelband publiziert wurden – ergänzt um zwei zusätzliche Aufsätze. Der Band gliedert sich nach einer umfassenden, das Thema strukturierenden Einleitung des Herausgebers in drei Teile: Zunächst werden vergleichende Perspektiven angesprochen, dann ausgewählte deutsche Großstädte thematisiert (Frankfurt am Main, München und Dresden) und abschließend europäische Städte abgehandelt (Basel, Budapest, Straßburg und Paris). Ergänzt werden die Fallbeispiele durch weitere »Großstadtprofile« in Kurzform in der Einleitung Lehnerts (zu Leipzig, Breslau und Prag). Der Herausgeber präsentiert zudem noch in einem weiteren umfangreicheren Beitrag den Vergleich zwischen Berlin, Wien und London vor dem Ersten Weltkrieg.

Dieter Langewiesche, profunder Kenner der deutschen Liberalismusgeschichte, bietet einen schlüssigen Überblicksaufsatz zum »Kommunalen Liberalismus im Kaiserreich«, in dem er zunächst deutlich macht, dass das restriktive, vor allem auf Steuerleistung beruhende Gemeindewahlrecht das »bürgerliche Bollwerk« (S. 42) war, das die Liberalen mit aller Macht verteidigten, da es ihre dominante Rolle in der städtischen Politik zementierte. Zudem war »Kommunalpolitik [...] eine Politik ohne Programme« (S. 51), wodurch der Liberalismus vor Ort vielfältige pragmatische Kooperationen eingehen konnte. Vor allem beim Ausbau der städtischen Daseinsfürsorge war das Stadtparlament ein Hauptakteur, der sich aber zum Beispiel mit anderen Faktoren wie dem Bürgermeister und der Stadtverwaltung arrangieren musste. Die enorme Erfolgsgeschichte des Liberalismus in den Städten blieb jedoch merkwürdig unbeachtet: »Die Kommunalgeschichte und mit ihr der Kommunalliberalismus erhielten keinen angemessenen Platz in der Nationalgeschichte« (S. 69).

Im Folgenden können nur einige Aspekte beziehungsweise Beiträge des Sammelbandes herausgegriffen werden. Für die hervorragend erforschte Stadt Frankfurt am Main kommt Ralf Roth zu der Einschätzung, dass Kommunalpolitik hier »per se und fast uneingeschränkt liberale Politik« war als »Arrangement der verschiedenen Richtungen des Liberalismus untereinander« (S. 157). Die erfolgsorientierte »Konsenspolitik« ermöglichte die »Realisierung zahlreicher kommunaler Großprojekte« und bewältigte nach dem Einschnitt von 1866 die »Transformation von der Handelsrepublik zur preußischen Stadt« (S. 166 f). Karl Heinrich Pohl beschreibt München als sozialliberale Modellstadt, in der schon im späten Kaiserreich eine erfolgsorientierte Zusammenarbeit der Liberalen mit den Sozialdemokraten etabliert wurde, die geradezu als »Münchener System« bezeichnet werden kann (S. 189). Zusammengehalten wurde diese



Kooperation beispielsweise in der Gesundheits- und Pressepolitik durch die gemeinsame Gegnerschaft zur Zentrumspartei. Holger Starke analysiert ein stark konservativ geprägtes politisches Profil von Dresden, in dem der Nationalliberalismus erst wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg eine kommunale Renaissance erlebte.

Hideto Hiramatsu behandelt in seinem auf einer unpublizierten Dissertation von 2005 beruhenden Abhandlung die »Kommunale Sozialpolitik und Bürgerschaft in Köln und Osaka« (S. 113–144) und beschreibt die Übernahme des »Elberfelder Modells« mit seiner von ehrenamtlichen Organen getragenen Armenpflege, was in Köln tendenziell zur Beseitigung des Einflusses der katholischen Kirche auf die öffentliche Armenfürsorge führte. Die neue Armenordnung von 1888 brachte dann noch die Einsetzung von besoldeten Fachkräften, die neben die ehrenamtlich engagierten Bürger traten. Hiramatsu bietet eine interessante Analyse der Kölner Armenpfleger, deren Kern sich aus dem alten Mittelstand rekrutierte, während der Anteil der »Wirtschaftsbürger« zurückging. Das »Elberfelder Modell« wurde übrigens ebenfalls in Osaka übernommen und bedeutete hier einen Bedeutungszuwachs der städtischen Mittelklassen in Japan mit enormer Langzeitwirkung.

Der Band insgesamt bietet viele anregende Einzelstudien, ergibt aber kein konsistentes Bild eines begrifflich eher diffus (weil von Stadt zu Stadt doch sehr unterschiedlichen) bleibenden »Kommunalen Liberalismus«. Was den Band interessant macht, ist die Fokussierung auf die Großstadt im späten 19. Jahrhundert als »Experimentierfeld für den Versuch [...], die neue Zeit mit ihren gewaltigen Anforderungen durch neue Strategien zu bewältigen« (Pohl, S. 169). Insofern ist dieser Sammelband ein wichtiger Beitrag zur vergleichenden europäischen Städtegeschichte im Zeitraum vor dem Einschnitt des Ersten Weltkriegs. Gerade vor diesem Hintergrund vermisst man schmerzlich ein Sachregister.

*Georg Mölich, Köln*

**Ursula + Jean. Ein Fotobuch von Eusebius Wirdeier mit Texten von Louis Peters, Boris Sieverts, Fritz Zimmermann und Eusebius Wirdeier, Köln: Zimmermann 2014, 112 S., 57 Schwarzweißfotografien in Duotone, 19,80 Euro.**

Buchtitel legen mitunter Fahrten aus, auch lustvoll falsche. Wenn man beispielsweise auf einem Umschlag auf zwei Vornamen stößt, einen weiblichen und einen männlichen, die noch dazu mit einem »und« verbunden werden oder korrekter: einem Pluszeichen, lässt das sogleich auf eine (verwegen glückliche?) Paarbeziehung schließen. Die Rede ist von »Ursula + Jean«. Frankophile Assoziationen, etwa zu Truffauts Spielfilmklassiker »Jules und Jim«, sollen wohl ebenso geweckt werden wie ein Hauch von Privatissime. In diesem Fall beziehen sich die subtilen Anspielungen jedoch auf eine kölnische Realität, nämlich auf das 125jährige Bestehen des Druckhauses Zimmermann Druck + Medien, das seit seiner Gründung – bis auf eine kurze Interimszeit in der Nähe von St. Gereon – im Kölner Ursulaviertel beheimatet ist. Mit Jean ist denn auch der Firmengründer bezeichnet, der 1889 unter seinem Namen eine »Schreibwarenhandlung« in der Ursulastraße eröffnete.

Der vorliegende Band zum Firmenjubiläum der Druckerei, der fast in Eigenregie von dem Fotografen, Texter und Grafiker Eusebius Wirdeier zusammengestellt wurde, setzt sich sehr wohltuend von den Konventionen des Buchgenres ab. Zwar erfüllt die Broschur mit großer Sorgfalt die tradierten Vorgaben für Jubiläumsbände – sie enthält etwa einen chronologischen Appendix der Firmenhistorie mit biografischen Angaben –, doch geht es augenscheinlich um etwas anderes. Darauf verweist schon der Untertitel, der das vorliegende bibliophile Werk ausdrücklich als Fotobuch ausweist. Dass es dem Band mehr ums Sehen als ums Lesen geht, wird denn schon am Einschlag deutlich. Anstelle eines Klappentextes findet sich eine Schwarzweißaufnahme jener Schwellensituation, die gemeinhin den Zugang ins Ursulaviertel bildet. Es handelt sich um die segmentbogenartige Unterführung in direkter Nähe des Kölner Hauptbahnhofs, ein Entree, das nicht nur ins Ursulaviertel, sondern auch ins Buch führt. Schnell stößt der Blick auf ein Detail, ein Einbahnstraßenschild, das überschrieben ist mit dem süffisanten Hinweis »unplattbar«. Es handelt sich um den ersten von einer Vielzahl versteckter wie offener Verweise, die vieldeutig und mit leichtem Augenzwinkern sicher auch auf den Jubilar und seinen Bildautor bezogen werden können.

Denn Eusebius Wirdeier zählt seit Jahrzehnten zu den Fotografen, die sich in der Nachfolge des großen Chargesheimer verschrieben haben, ein authentisches und ungeschöntes Bild der Stadt zu vermitteln. Nach »Kölsch?« (1990) und »noh un noh« (1996) legte der Dokumentarist 2002 mit dem Fotoband »Die Wunderkammer der Agnes Bosen. Eine Inventur« bereits ein umfangreiches Buchwerk zur kölnischen Firmengeschichte vor.

Was »Ursula + Jean« anbelangt, schlägt Wirdeier in seinen eigenen Textbeiträgen einen informativen und zuweilen detailversessenen, aber niemals süßlichen Ton an. Wenngleich auch hier ein schöner Anflug des Privaten federführend ist. Da ist in den flankierenden Texten von »Victoria« die Rede, von »Jean + Rosa«, »Fritz« und »Ursula«. Einmal bezeichnet es den heutigen Straßennamen des Druckbetriebs, ein andermal einfach das Gründungspaar und seine Nachfolger, dann die Heilige. Im Sinne des Gesamtkonzepts hätte es der weiteren Beiträge von Louis Peters und Boris Sieverts wohl nicht bedurft.

Zumal die Bilderfolge im Mittelpunkt des Buches steht. Einmal mehr hat Wirdeier ein besonderes Gespür für das Beiläufige und Lapidare des Alltags. Seine fotografische Handschrift folgt dem offenen Seitenblick eines Flaneurs, der in den vorgefundenen Straßenszenen, Blicken und Gesten fast seismografisch die kleinen Wahrheiten des Lebens aufzuspüren vermag. Betont leise und präzise legt die schwarzweiß gehaltene Milieustudie ein Gewebe frei, das in der Summe eine tiefe Verbundenheit zwischen Firma und Viertel offenbart. Sie überträgt sich in der Rezeption unweigerlich auch bei den sattsam bekannten Motiven, die das Quartier um St. Ursula bis heute auszeichnen. Die Büsten der Ursulinen, die Goldene Kammer, die Schreckenskammer, die Überbleibsel des Katholizismus von der Hochzeitsfeier über die Prozession bis hin zum Karneval. Dass kein einziges der Motive ins Klischee oder Stereotype abrutscht, von denen die selbststrunkene Fotografie über Köln ansonsten so reich bespitzt ist, mag den betont leisen bildrhetorischen Prämissen des Fotografen geschuldet sein. Wirdeier wagt es zudem, bei seinen Spaziergängen gemeinhin ausgeblendete Phänomene der Gegenwart in den Blick zu nehmen. Eine Aufnahme zeigt zum Beispiel eine Straßenszenerie,

zwei Teenager sind gerade auf autistische Weise mit ihren Mobiltelefonen befasst. Auf einer anderen wird draußen gerade öffentlichkeitswirksam das Haar geschnitten. Es sind diese feinen, bisweilen skurrilen Details, die das Studium des Bandes zu einer eindrücklich visuellen Erkundung eines scheinbar vertrauten Terrains werden lassen. Ganz nebenbei, wie natürlich eingebunden, sind immer mal wieder die Mitarbeiter der Druckerei während ihrer Arbeit zu sehen, einige von ihnen lächeln. Einmal auch der heutige Chef des Unternehmens, der erwartungsgemäß an der Druckerpresse steht. Auch er scheint seine Arbeit gerne zu tun. Nicht zuletzt die ausgezeichnete Druckqualität des Fotobuchs in Duotone lässt erahnen, dass der Fotoband »Jean + Paul« bedeutend mehr sein will als bloß »Druck + Medien«: Er ist eine Liebeserklärung.

*Christoph Schaden, Köln/Nürnberg*

**Petra Hesse/Mario Kramp/Ulrich S. Soénus (Hg.): Köln 1914. Metropole im Westen, Köln: J. P. Bachem 2014, 271 S., zahlreiche farb- und s/w Abb., 29,90 Euro.**

Das (für mich) Erstaunlichste am Gedenkjahr 1914 war die Flut an lokalhistorischen Ausstellungen in Deutschland und in anderen europäischen Ländern. Wenn »Orts-geschichte« des Ersten Weltkriegs zuvor eher eine Marginalie der Forschung und des öffentlichen Interesses war, so scheint hier ein Erinnerungs-Damm gebrochen zu sein. Junge Menschen interessieren sich intensiv dafür, wie ihre Urgroßeltern im Kriege gelebt haben, was der Urgroßvater an der Front erlitten hat, wo er gefallen ist und beerdigt liegt.

Diese von den Fachleuten überhaupt nicht erwartete plötzliche trans-generationelle Revitalisierung des Weltkriegsgedenkens hat als wichtigstes und dauerhaftestes Ergebnis eine Vielzahl von lokalhistorisch orientierten Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg hervorgebracht, von denen eine Reihe durch Kataloge dokumentiert bleiben werden. Der LVR, der mit Milena Karabaic und Thomas Schleper eine große Menge von ortshistorischen Interessen »zusammengebunden« und wohl auch erst durchführbar gemacht hat, war an dem Kölner Ausstellung ebenfalls beteiligt.

War schon die Ausstellung in Köln wegen der Vielfalt an ungewöhnlichen Objekten und der großzügigen Präsentation über zwei Etagen des Museums unvergesslich, so ist der Katalog in »Dichte« der Information und Bebilderung unter den vielen Katalogen, die ich erhalten habe, der am besten gelungene.

Zunächst zum wissenschaftlich-didaktischen Aspekt. Es ist unmöglich, hier allen der 40 Beiträge gerecht zu werden. Aber das »Format« ist beeindruckend. Auf jeweils maximal zehn Seiten werden so ziemlich alle denkbaren Aspekte der Kölner Lebenswirklichkeit um 1914 dargestellt. Das geht von übergreifenden Regional- und Globalstudien (Dülffer, Kleinertz, Krings) über biographische Skizzen, etwa von Wallraff und Adenauer (Kirchhoff, Adenauer) über Religionsgemeinschaften und Vereine (Franken, Oepen). Natürlich gibt es einen Beitrag zum Kölner Karneval um 1914, über damals aktuelle Ausstellungen, über Kino während des Krieges, aber auch über Kriegsgefangene in Köln und Verwundeten-Fürsorge während und nach dem Kriege. Man erkennt schon an dieser unvollständigen Aufzählung, dass es in diesem Katalog alles andere

als lokalhistorisch-gemütlich zugeht. Es gibt sicherlich genug Lokalkolorit, was ja für eine ortshistorische Präsentation obligatorisch ist, aber in jedem Einzelnen erscheint hier ein Allgemeines. Kriegsgefangene in Köln ist nur ein Exempel einer überall in Deutschland vorhandenen Problematik, genau wie die »Kölner Kriegsweihnacht« 1914 (Rüdiger Müller). Für mich herausragend ist in dieser Hinsicht Mario Kramps Beitrag über »Köln und der Beginn des Bombenkrieges in Europa«. Er zeigt mit wenigen Worten, wie immens und nationalistisch eingefärbt die Flug-Begeisterung in den Jahren vor 1914 war. Man erfährt, dass Frankreich damals führend war im Flugzeugbau und dass Deutschland sich verzweifelt um Aufholen bemühte. Umso nationalistischer waren die Flugschauen, auch in Köln, 1911 wurden nur noch deutsche Flieger zugelassen. Kramp schildert, wie groß zu Beginn des Krieges die Zeppelin-Furcht im Ausland war und wie rücksichtslos Deutschland mit dem Bombenabwurf mittels Zeppelin bereits Anfang August in Lüttich begann. Nur Spezialisten wussten vorher, dass die britischen Luftangriffe auf die Hangars bei Köln und Düsseldorf ausdrücklich Aktionen waren, um diese Übergriffe der Zeppelin-Bombardierung auf die belgische Bevölkerung unmöglich zu machen, und wie dann auch über Köln einige Bomben abgeworfen wurden.

Der Zünder der ersten über Köln abgeworfenen Fliegerbombe wird in der Ausstellung und im Katalog (S. 178) gezeigt. Genau wie auf der folgenden Seite das Plakat: »Bei Fliegergefahr wende man sich an den Hausmeister im Museumseingang«. So viel unfreiwillige Komik deutet natürlich auch auf die Novität des Ereignisses hin. Nicht allein in Köln wurden die (wenigen) Bombenkrater zu bestaunten Sehenswürdigkeiten.

Neben diesen beiden kurios-einzigartigen Objekten sind (für mich) am Kölner Katalog noch die folgenden ganz besonders bemerkenswert, wobei betont sei, dass bei der ungeheuren Vielfalt von Objekten die Auswahl schwergefallen ist.

Da ist zunächst der »Fahrplan für Militär-Urlauber«, der »Günstigste und schnellste Fahrgelegenheit vom Innern Deutschlands über Cöln nach der Westfront« anbietet (S. 29), Deutlicher kann man wohl nicht zeigen, wie eng die Verbindung zwischen Front und Heimat im Kriege blieb. Die Heimat war und blieb der Focus der insgesamt 13 Millionen deutschen Soldaten, in ihrer großen Mehrheit »Zivilisten in Uniform«. In diese Richtung zeigt auch das Werbeplakat (S. 106) für die Vorführung des (einzigen) deutschen Front-Filmes »Unsere Helden an der Somme«. Ein ganz besonderes Objekt ist natürlich die riesige Nagelstatue »Der Kölsche Boor en Iser« (auch »Der kölsche Boor in Eisen«), dessen »Stationen« im Katalog genau dargestellt werden (Beines/Alexander) und dessen Aufstellung, Nagelungen und schließlich Abtransport 1919 dokumentiert werden. Und das Riesenteil steht ja heute immer noch in der Dauerausstellung des Stadtmuseums. Nicht vergessen wird man die Gipsmoulage einer schweren Gesichtsverletzung (S. 211). Ja, so hat der Krieg wirklich ausgesehen.

Man kann den Initiatoren, Herausgebern und Förderern nur dankbar sein für diese Ausstellung und deren bleibende Dokumentation durch diesen Katalog.

*Gerd Krumeich, Düsseldorf/Freiburg im Breisgau*

**Conseil général du Nord/Ville de Douai (Éd.): Sauve qui veut 1914–1918: Des Archéologues et des Musées mobilisés. Douai/Bavay: Selbstverlag des Musée de la Chartreuse und des Forum antique de Bavay 2014, 247 S., zahlr. Abb., 30,00 Euro.**

»Le Kunstschutz« hielt – als prägnantes, aber ambivalent verstandenes Fremdwort – schon in der Schlussphase des »Großen Krieges« Einzug in die Begrifflichkeit französischer Fachliteratur, Publizistik und Propaganda, während sich auf der französischen Seite der Westfront die institutionelle Bezeichnung »Service français de protection et d'évacuation des monuments et oeuvres d'art de la zone des Armées« etablierte. Maßgeblichen Anteil an Bekanntmachung und Rezeption des Terminus »Kunstschutz« hatte kein geringerer als der jahrelang im Besatzungsgebiet tätige »Chef der rheinischen Denkmalpflege Paul Clemen. Im wissenschaftlichen Oeuvre Clemens fallen in diesem Zusammenhang zwei Titel auf: Zum einen die im Frühjahr 1919 in höchster Eile herausgegebene zweibändige Schrift »Kunstschutz im Kriege« (hier: Erster Band, Die Westfront), zum anderen das ebenfalls in zwei Bände gefasste, reich bebilderte Kompendium »Belgische Kunstdenkmäler« (München 1923). Hinter diesem steht freilich das Konzept der »Kunstdenkmäler der Rheinprovinz« (1891 ff.), zugleich aber auch eine militäramtliche Inventarisierung belgischer Kunstwerke vom 9. bis 18. Jahrhundert. Ohne Zweifel ist diese Bestandsaufnahme aus den Karteien des beim deutschen Generalgouverneur Ferdinand Freiherrn von Moritz in Brüssel angesiedelten Büros von Paul Clemen entstanden – Grund genug also, den rheinischen Anteil an der Kriegsdenkmalpflege »14–18« im Sinne einer interdisziplinären Fachgeschichte kritisch zu betrachten.

Aufmerksamkeit verdienen demnach – zumal französische – Projekte, die sich mit diesem wenig bekannten Hintergrundphänomen deutscher Besatzungspolitik auseinandersetzen: So kürzlich geschehen in Douai und Bavay in Gestalt von zwei Ausstellungen, die als staatliche Auszeichnung das nationale Prädikat der »mission centenaire 14–18« tragen durften. Für die eng aufeinander bezogenen Ausstellungen liegt seit Herbst 2014 ein gemeinsamer, hervorragend bebildeter Ausstellungskatalog vor. Er fasst fünf Themenkomplexe zusammen: das deutsche und französische Museumswesen am Vorabend des Großen Krieges, die »guerre culturelle« der deutschen und französischen Intellektuellen im Herbst 1914, Ziele und Vorgehensweisen des deutschen Kunstschutzes (»protéger, confisquer, déplacer«), die vornehmlich auf germanisch-merowingische Siedlungsnachweise abzielenden Kampagnen Berliner Archäologen in Westflandern und Nordfrankreich (»decouvrir, fouiller, acquérir«, im Wortsinne angestoßen durch Zufallsfunde beim Ausheben von Schützengräben), den Kulturgutschutz im unbesetzten Frankreich, der unter der Regie des führenden französischen Denkmalschützers Paul Léon stand, schließlich auch »retours, restitutions et réparations« der dislozierten, fragmentierten und teilweise gefledderten nordfranzösischen Museumsbestände, deren Wiederherrichtung bis weit in die 1920er Jahre dauerte.

Nicht von ungefähr gehören Bavay und Douai zu den Städten im »Département du Nord«, die im Gedenkjahr des Großen Krieges Anlass für ein einschlägiges Geschichtsprjekt sahen, gerieten sie doch schon im Herbst 1914 unter deutsche Okkupation und wurden erst nach Evakuierung, Plünderung und Sprengung der Innenstädte durch britische Truppen im Oktober 1918 befreit; insbesondere Douai gehört zu den herausragenden

Archiv-, Bibliotheks- und Museumsstandorten Nordfrankreichs und war, wie der Katalog nachweisen kann, buchstäblicher ›Austragungsort‹ deutschen ›Kunstschutzes im Kriege‹.

Die wissenschaftliche Gesamtleitung von zweifacher Ausstellung und gemeinsamem Katalog oblag Christiane Kott, die in Paris und Poitiers lehrt und seit ihrer aus deutschen und französischen Archivbeständen erarbeiteten Dissertation: *Préserver l'art ennemi? Le patrimoine artistique en Belgique et en France occupées 1914–1918*, Bruxelles, Bern u. a. 2006, 411 S., als beste Kennerin der Materie gilt. Detaillierter noch als Thomas Goege in der Clemens-Festschrift von 1991 oder zuletzt Ingrid Scheurmann im Katalog ›Aggression und Avantgarde‹ (Essen 2014) trägt Kott in insgesamt fünf Einzelbeiträgen Erhebliches dazu bei, das gängige Bild vom ›amtlichen Kunstschutz‹ zu revidieren. Der Katalog macht deutlich, dass Clemens zweibändiges Hauptwerk vom Frühjahr 1919, das auch ins Englische übersetzt wurde, als Weißbuch gegen alliierte Kompensations- und Reparationsansprüche zu lesen ist. Diesen nämlich sollten Leistungen des deutschen Kunstschutzes und Nachweise des genuin alliierten Anteils an den Verwüstungen entlang der Westfront entgegengestellt werden, man sammelte Argumente gegen befürchtete französische Zugriffe auf deutsche Kunstbestände, zum Beispiel auf die Naumburger Stifterfiguren (der moderat gehaltene Art. 247 des Versailler Vertrages sah übrigens nur die Übereignung von – seit dem 19. Jahrhundert in Berlin lagernden – Flügeln des Genter Altars, von Fragmenten eines Löwener Altarretabels von Dirk Bouts aus München und von historischen Bücherbeständen für die Rekonstruktion der Universitätsbibliothek Löwen vor).

Es lohnt sich, die Ausführungen Kotts dahingehend zu verfolgen, welche Rolle Clemens in den Kriegsjahren tatsächlich bekleidete. Es wird plausibel, dass der Kunstschutz de facto nicht als kriegsvölkerrechtliche Errungenschaft aus Art. 27 der Haager Landkriegsordnung von 1907 entstand, sondern als (medien-)politische Reaktion auf Exzesse vom Herbst 1914: Die berühmtesten ›atrocités culturelles‹ der kaiserlichen Armeen, zu denen der Brand der Löwener Bibliothek, die Bombardements auf Ypern und die – von Clemens als militärische Unabwendbarkeit öffentlich (auch in der Kölner Zeitung) gebilligte – Beschießung der Kathedrale von Reims gehörten, führte zur ›Urkatastrophe‹ des Ansehens Deutschlands im 20. Jahrhundert, zeitgleich mit der verlorenen Marneschlacht auch zu einer nachhaltigen propagandistischen Niederlage gegenüber den Westmächten.

Clemens wiederum erlangte als Sonderkommissar – seit Oktober 1914 hauptsächlich in Belgien, im Frühjahr 1915 auch in Nordfrankreich unterwegs – schon von Amtes wegen die ›Deutungshoheit‹ über die bis dahin unbekanntenen Maßnahmen des militärischen Denkmalschutzes, mit denen das Bild von der deutschen Kulturnation wiederhergestellt werden sollte. Kott zeigt auf, dass Clemens vor allem konzeptionell arbeitete und weniger ein Mann operativer, sprich: rettender und bergender Maßnahmen in Frontnähe war (hier sind beispielsweise Hermann Burg und Theodor Demmler sowie die Rettung des Glasfenster der Stiftskirche von St. Quentin zu nennen). Er bereiste das besetzte Nord- und Ostfrankreich nur sporadisch und war vornehmlich als Publizist in eigener Sache und Dokumentar im belgischen Etappendienst tätig. Wissenschaftliches und Propagandistisches gingen dabei eine untrennbare Verbindung ein und prägen das zeitgenössische deutsche Schrifttum zum Kunstschutz durchgehend.



Ferner wird transparent, dass hinter den Emissären des deutschen Kunstschutzes noch ganz andere Beweggründe und Instanzen standen: Wilhelm von Bode (Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin) und Otto von Falke (Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums) verfochten 1915 eine vom Preußischen Kultus- und Unterrichtsministerium vertretene Linie, nach welcher belgische, mehr noch französische Bestände an beweglichen Kunstobjekten als Faustpfänder (»ôtages«) und physische Verhandlungsmasse für künftige Friedensschlüsse mit den Alliierten erhalten sollten. Als Argument für solche diskreten »Kunstannexionen« diente die Behauptung, dass diverse »spoliations napoléonniennes« nie vollständig restituiert worden seien und deutsche Provenienzen bis dato unrechtmäßig in Pariser Archiven und Museen zurückgehalten würden – die völkerrechtliche Verjährung solcher Ansprüche, die nämlich beim Frankfurter Frieden vom Mai 1871 nicht geltend gemacht wurden, ließ man nicht gelten. Allein das deutsche Außenministerium fürchtete bei Verbringung von fremden Artefakten nach Deutschland nachhaltige Empörung im Ausland und wirkte daran mit, dass 1917 unter anderem in Valenciennes und Maubeuge, also noch auf französischem Boden, sogenannte Bergungsmuseen und Fluchtdepots eingerichtet wurden. So sollten ab Februar 1917 aus der Kampfzone gerettete Kulturgüter, darunter frühmittelalterliche Handschriften, der – vornehmlich deutsch-militärischen – Öffentlichkeit sowie der Presse des neutralen Auslands zugänglich gemacht werden; noch im Frühjahr 1918 erschien ein regelrechter Katalog über diese makabren Präsentationen. Ende September 1918 wurde indes verfügt, die zusammengeklauten Sammlungen mit dem zurückweichenden deutschen Westheer auf Kähnen nach Brüssel zu transportieren, wo sie nach dem Waffenstillstand von einer Delegation alliierter Kunstoffiziere inspiziert wurden.

An der Aushebung und Verlagerung dieser Bestände, die mit Diebstählen, ja Plünderungen einhergingen, war auch Clemen beteiligt, obwohl »la France occupée« eigentlich nicht in seine Zuständigkeit fiel. Wenig bekannt dürfte im Übrigen sein, dass der Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums Wilhelm Foy zu den Kunstsachverständigen dieser Aktion zählte. Von Hause aus Indologe griff er im Rahmen des Kunstschutzes im Sommer 1917 gezielt auf die ethnologischen Sammlungen und Bibliotheksbestände im städtischen Museum von Douai beziehungsweise im »Musée d'histoire naturelle de Lille« zu, wo sich bedeutende polynesishe Provenienzen befanden.

»Pillage ou sauvetage, propagande ou science, travail pacifique ou annexion culturelle«: Zu Recht bewegt sich zwischen diesen Fragen und Begriffspaaren die französische Auseinandersetzung mit dem deutschen Kunstschutz 14–18. Der Katalog legt auf eindrucksvolle Weise nahe, dass solches auch für die rheinische Forschung gelten sollte.

*Matthias Kordes, Recklinghausen*

**Mario Kramp: 1914: Vom Traum zum Albtraum. Köln und der Beginn des Bombenkriegs in Europa, Köln: Greven 2014, 123 S., 9,90 Euro.**

Unter der Flut der Literatur zur 100. Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, jener viel zitierten »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«, ist eine kleine Schrift des

seit 2010 amtierenden, neuen Direktors des Kölnischen Stadtmuseums Mario Kramp anzuzeigen, die ihre Entstehung einen »Zufallsfund« verdankt, nämlich der Entdeckung von Fragmenten einer Fliegerbombe von 1914 im Depot des Museums. Das machte den Autor neugierig und veranlasste ihn, sich näher mit dem Beginn der Kölner militärischen Luftfahrt zu befassen. Dass gerade Köln dazu auserkoren war, »die Büchse der Pandora«, der auch die Zivilbevölkerung treffenden, militärischen Luftfahrt zu öffnen, lag vor allem an Dreierlei: An dem vor dem Ersten Weltkrieg gebauten Flughafen Butzweilerhof, wo sich seit 1909 zwei Luftschiffhallen befanden, an der Wahner Heide, wo man das Abwerfen von Bomben üben konnte und an der Nähe der Stadt zu den »feindlichen« Belgiern, Engländern und Franzosen.

Dabei hatte es zunächst den Anschein gehabt, als könne die neue »Luftfahrt« mit den Zeppelin, mit der die Deutschen führend waren, als auch die Fliegerei mit den kleinen, unbewaffneten Flugzeugen eine ganz neue, Völker verbindende und Frieden stiftende Kraft entfalten. Das war etwa auch die Hoffnung Bertha von Suttners gewesen, und die Begeisterung der Menschen über die neue Fliegerei kannte keine Grenzen, wie die großen Flugschauen in Köln von dem Ersten Weltkrieg bewiesen. Aber sehr schnell nahmen die Militärs sich der neuen Technik an, aus dem »Traum« wurde der bekannte »Albtraum«, und es waren die Deutschen, die damit von Köln aus begannen. Das ist die wichtigste Erkenntnis des Büchleins. 1912 wurde der Butzweilerhof zur militärischen »Kaiserlichen Fliegerstation Cöln« ausgebaut und 1913 mit dem Bau von Kasernen zum militärischen Sperrgebiet erklärt.

Und für den Kriegsbeginn hatten die deutschen Militärs fertige Pläne zum Einsatz der Zeppeline für ihre Kriegsführung in der Tasche. Demnach sollte das in der Luftschiffhalle am Butzweilerhof stationierte Luftschiff »Cöln« (Z VI) die deutschen Truppen beim Überfall auf das neutrale Belgien unterstützen, wider Erwarten wehrten sich die Belgier heftig gegen den deutschen Angriff. Und so erhielt die »Cöln« ihren Einsatzbefehl und warf am 6. August 1914, gegen 2:30 Uhr, insgesamt sechs Granaten auf die Innenstadt von Lüttich und tötete wahrscheinlich 13 Menschen. Das Luftschiff wurde von belgischem Abwehrfeuer getroffen und musste auf dem Heimweg in einem Wald bei Walberghoven notlanden und anschließend verschrottet werden. Der Einsatzbefehl war von der höchsten Kommandoebene ausgegangen, das heißt vom letztlich vom Kaiser persönlich.

Die Alliierten hatten den Deutschen mangels Masse keine entsprechenden Zeppeline entgegenzusetzen, und da ihre kleinen Flugzeuge nicht die Flughöhe der Zeppeline errichten, blieb nichts anderes übrig, als eine Zerstörung der Luftschiffe am Boden zu versuchen. Während die Deutschen ihre Zeppelin-Angriffe auch an der Ostfront weiter fortsetzten, versuchten die Engländer genau dies. Die Möglichkeit hierzu bot sich, da Antwerpen, von dem man Köln erreichen konnte, sich vorläufig noch in alliierter Hand befand. Zwei Maschinen flogen am 22. September 1914 in Richtung Köln und Düsseldorf und mussten wegen dichten Nebels unverrichteter Dinge zurückkehren. Aber Winston Churchill, der am 3. Oktober 1914 in Antwerpen eintraf, wollte einen neuen letzten Versuch starten – immerhin lag London in Reichweite der Kölner Zeppeline, und das war bedrohlich genug. Die Angriffe mit zwei kleinen Flugzeugen von Antwerpen am 8. Oktober 1914 nach Köln und Düsseldorf nehmen einen breiten Raum des Büchleins ein. Während der Angriff auf Köln wiederum fehlschlug, die Piloten fanden die

Luftschiffhalle nicht und warfen ihre Bomben schließlich in der Nähe des Ehrenfelder Bahnhofs ab, den sie fälschlicherweise auch noch für den Hauptbahnhof hielten. Allein dem Düsseldorfer Unternehmen war mehr Glück beschieden. Die Deutschen hatten, ohne dass die Engländer etwas davon wussten, eine ganz neue Halle etwas nördlich der alten gebaut und darin ihr neustes und modernstes Luftschiff, die Z IX, untergebracht. Und genau darauf warfen die Briten ihre Bomben, und das modernste deutsche Luftschiff ging in einem Flammenmeer unter. Die zweite Büchse der Pandora war geöffnet: Es war möglich geworden, hinter dem Rücken des Feindes einen erfolgreichen Angriff zu starten.

In seiner Freude, so viele Einzelheiten über den Beginn des »modernen« Luftkrieges herausgefunden zu haben, verliert der Autor sich in allzu vielen Details, was man auch schon an den 315 (!) Anmerkungen für 89 (!) Seiten Text erkennen kann. Wer den Einzelheiten der Angriffe auf Köln folgen können will, muss schon über sehr genaue Ortskenntnisse verfügen. Und auch Winston Churchill muss für die Detailverliebtheit des Autors herhalten: »W. C. then retired to the w. c.«. Der Bonmot will sagen: Winston Churchill zog sich als Klo zurück, bevor er den Angriff am 8. Oktober 1914 befahl.

Als Quellen verwendet der Autor in der Hauptsache die zeitgenössische Presse und Literatur, aber immerhin, das freut den Historiker-Rezensenten, auch einige Aktenstücke in deutschen, französischen und englischen Archiven. Man hätte gerne schließlich gerne gewusst, wie es weiter ging. »Die Geschichte der Luftangriffe auf Köln in den Jahren 1917 und 1918 ist bislang nicht geschrieben«, heißt es dazu im Text lapidar (S. 83). Immerhin wird der folgenschwerste Luftangriff auf Köln zu Pfingsten 1918 mit zahlreichen Toten erwähnt.

*Manfred Faust, Hürth*

**Marcus Leifeld: Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus. Vom regionalen Volksfest zum Propagandainstrument der NS-Volksgemeinschaft (Schriftenreihe des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, Bd. 18), Köln: Emons 2015, 496 Seiten, zahlr. Abb., 39,95 Euro.**

Dem Rezensenten ist noch gut in Erinnerung, welche Reaktionen ein Aufsatz in dieser Zeitschrift im Jahr 1997 zum Karneval während des »Dritten Reichs« auslöste. Heute, so Marcus Leifeld in einem Interview, bringen ihm die Karnevalisten die Quellen ins Haus – dem Generationenwechsel sei Dank!

Leifeld, der bereits einige Publikationen zum Thema veröffentlichte, legt nun seine Dissertation von 2012 in einem opulent bebilderten Band der Schriftenreihe des NS-Dokumentationszentrums vor. Das Buch ist exzellent gestaltet, die vielen Abbildungen geben einen anschaulichen Eindruck vom karnevalistischen Treiben.

In seiner Einführung beschreibt der Autor die Genese des Kölner Karnevals seit dem Hochmittelalter, wobei er das meiste Gewicht auf die Modernisierungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert legt. Erste Vorzeichen des von wirtschaftlichen und touristischen Erwägungen nicht mehr unabhängigen Karnevals zeigen sich schon in der Weimarer Republik. Das spielt dann in den 1930er Jahren verstärkt eine Rolle. In fünf umfangreichen Kapiteln widmet sich Leifeld einzelnen Aspekten: den Personen und Vereinen,

dem Tourismus, der im Karneval inszenierten Volksgemeinschaft, den Juden und dem widersetzlichen Verhalten Einzelner oder von Gruppen.

Leifeld konstatiert ein hohes Maß an Handlungsfreiheit und Gestaltungsmacht für die lokalen Parteifunktionäre. Der Karneval am Rhein blieb weitgehend unabhängig von Vorgaben aus Berlin oder München. Der Autor macht zugleich das Maß an Übereinstimmung zwischen Kölner Karnevalisten und NS-Amtsträgern deutlich. Zeitweise versuchte der Leiter des »Kölner Verkehrsvereins« Willi Ebel Einfluss auf personelle und strukturelle Entscheidungen in den Karnevalsvereinen und bei der Organisation der Umzüge zu nehmen. Gegen den übergriffigen Ebel richtete sich eine sogenannte Narrenrevolte. Es ging hierbei darum, die Handlungsspielräume der Karnevalisten zu erhalten, nicht um einen generellen Widerstand gegen das Regime. Im Gegenteil, die Narren revoltierten in Absprache mit Gauleiter Grohé, der dafür sorgte, dass sich die Wogen glätteten. Er etablierte gemeinsam mit Thomas Liessem und Carl Umbreit ein System von personellen Abhängigkeiten. Die Karnevalisten behielten ihre traditionellen Strukturen, stimmten sich aber in einem 1935 gegründeten »Festausschuss des Kölner Karnevals« eng mit den Machthabern ab. Nur von Fall zu Fall, wenn sich allzu nonkonformes Verhalten in einzelnen Vereinen zeigte, griff Grohé mit seinen Machtmitteln ein, etwa indem er einen Verein zur Aufnahme eines Vertrauten in den Vorstand drängte.

Insgesamt erkannte Grohé das herrschaftsstabilisierende Potential, das ihm der Karneval bot; das gerade, indem er ihn als scheinbar herrschaftsfreien Raum inszenierte, aber auch, indem er als Ehrengast karnevalistische Veranstaltungen in Orte der Volksnähe und Integration umwidmete. Im Karneval ließ sich die viel beschworene Volksgemeinschaft selbst dann suggerieren, wenn tatsächlich die Arbeiterschaft finanziell gar nicht in der Lage war, sich am organisierten Treiben zu beteiligen. Dieses blieb wie zuvor schon ein Honoratioren- und Mittelstandsphänomen.

Spätestens seit 1936 diente der Karneval als Plattform für die Propaganda der NS-Politik. Soziale, politische, ideologische und rassische Feindbilder konnten hier unterhaltsam in Szene gesetzt, ins Gedächtnis geprägt, multipliziert werden. Motivwagen mit außenpolitischen und antisemitischen Inhalten wurden häufiger. Sie richteten sich zum Beispiel gegen den Völkerbund, gegen England, Frankreich und Russland (also die späteren Kriegsgegner). Juden, die – soweit es sie in ihnen überhaupt gegeben hatte – nach 1933 aus den Vereinen ausgeschlossen worden waren, wurden nun zu Sündenböcken für jede Art von Krisen gemacht. Mit Mitteln des Karnevals sollten Feindbilder etabliert, verstärkt und die Bevölkerung psychologisch auf das Kommende, nämlich Krieg und Vernichtung vorbereitet werden.

Zwar hat Leifeld keine Erkenntnisse gewinnen können über die tatsächlich stattgehabte Wirkung der vermittelten Inhalte, aber er zeigt die Grenzen der nationalsozialistischen Lenkung auf. Diese gelang aufs Ganze gesehen nur unvollkommen. Eine völlige ideologische Übereinstimmung hat es zwischen Karnevalisten und Nationalsozialisten wohl nicht gegeben, was sich auch in den Parteimitgliedschaften ausdrückte. Wo der Autor seinen Blick von der Funktionärs- zur Vereinsebene ausweitet, zeigt er ein nicht erwartetes Nebeneinander von politischen und ideologischen Ansichten, von Unsicherheiten hinsichtlich dessen, was das Regime verlange, und nicht konformem Verhalten. Die karnevalistische Menge ließ sich eben nicht völlig kontrollieren,

vorhersehen schon gar nicht. Eine »nationalsozialistische Gesinnungsgemeinschaft« wurde der Karneval nicht.

Am Ende widmet sich Leifeld den Fortwirkungen der NS-Zeit im Kölner Karneval, den spezifisch nationalsozialistischen Einflüssen und den allgemeinen Modernisierungsprozessen. Professionalisierung, Tourismus, Werbung, Massenmedien sind Erscheinungen, die im Karneval schon vor 1933 auftauchten. In dieser Hinsicht sind die braunen Jahre nur eine kurzer Abschnitt gewesen. Hinsichtlich mancher personeller Kontinuitäten und unreflektierten Übernahmen von Festelementen waren sie von prägender Kraft. Die lange vernachlässigte Beschäftigung mit dem Karneval der NS-Zeit hat hierin ihre Ursache. Leifelds Buch ist ein wertvolles, wichtiges Compendium dessen, was Karnevalisten über die Zeit vor 1945 wissen können und sollten.

*Martin Kröger, Berlin*

**Elke Purpus: Zwischen Diktatur und Demokratie. Zur Auffindung und Bestandsbeschreibung eines Teilnachlasses des Kölner Künstlers Willy Meller (1887–1974). Mit Beiträgen von Johannes Ralf Beines, Beate Eckstein und Hans Hesse (Kleine Schriften der Kunst- und Museumsbibliothek, Bd. 3), Köln: Kunst- und Museumsbibliothek der Stadt Köln 2014, 69 S., zahlreiche Abb., 9,00 Euro.**

Im Zuge der Arbeiten von Hans Hesse und Elke Purpus am Projekt »Archiv des Gedenkens an die NS-Zeit im Rheinland«, das in den Jahren 2008 bis 2012 von der Kunst- und Museumsbibliothek zusammen mit dem Landschaftsverband Rheinland durchgeführt wurde, machten sie eine hochinteressante Entdeckung: Im ehemaligen Wohnhaus des Kölner Bildhauers Willy Meller (1887–1974) in Köln-Weiß wird bis dato ein Teil seines Nachlasses verwahrt. Das Ehepaar Doris und Hermann Bischoff, die einen einführenden Text zu diesem Bändchen beigesteuert haben und das Haus in den 1970er-Jahren von der Erbin Mellers erworben hatten, entschloss sich zur Kooperation mit den Projektträgern und macht diesen bislang der Forschung nicht bekannten Teilnachlass (ein weiterer Teilnachlass liegt im Deutschen Kunstarchiv Nürnberg) nun zugänglich.

Meller, in der NS-Zeit durchaus erfolgreich und vielbeschäftigt, war mit seinen massiv durch die NS-Ideologie geprägten Werken – etwa für das Berliner Olympiastadion oder die NS-Ordensburgen Vogelsang und Krössinsee (siehe dazu den Aufsatz Hans Hesse/Elke Purpus: Willy Meller (1887–1974) – Skizzen über den Kölner Künstler und seine Arbeiten für die NS-Ordensburgen, in: GiK 59 [2012], S. 231–268) auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Anders als sein Freund und Kooperationspartner Clemens Klotz (1886–1969), der zeitgleich als Architekt hervortrat und vom NS-Regime profitierte, erhielt Meller jedoch auch nach 1945 »erstaunlich viele Aufträge« (S. 12). Und viele seiner Werke aus der Schaffensperiode nach dem Ende des NS-Staates, insbesondere »Opfer(-)Denkmäler, stehen bis heute im öffentlichen Raum. Meller, so scheint es, »steht beispielhaft für den bruchlosen Übergang von der NS-Zeit zur Demokratie vieler bildender Künstler« (S. 18); statt Adlern mit dem Hoheitszeichen des NS-Staates, wie in der Ordensburg Vogelsang oder an der Rodenkirchener

Autobahnbrücke, nun sozusagen der Adler mit dem Hoheitszeichen der Bundesrepublik Deutschland am Palais Schaumburg. Hinweise darauf, ob und wie Meller sein Handeln im Nationalsozialismus reflektierte, scheint der Teilnachlass kaum zu bieten.

Der schmale, informative Band stellt den Teilnachlass Mellers aus Köln-Weiß, der zu kleineren, jedoch bedeutenden Teilen das Schaffen vor 1945 und deutlich umfangreicher die Werke ab 1945 betrifft, im Überblick und in vielen Abbildungen vor. Die KMB hat den Teilnachlass – vor allem Fotografien, Werk- und Schriftstücke – in über 3.000 neuen Fotografien und Scans dokumentiert und zusammen mit weiteren Kopien anderer Provenienz als Bestand, der keineswegs nur für Kunsthistoriker interessant sein dürfte, zugänglich gemacht.

*Stefan Wunsch, Vogelsang*

**Erinnern an die Zukunft. Das Kölner Bürgerarchiv. Herausgegeben von Bettina Schmidt-Czaia unter Mitwirkung von Gisela Fleckenstein und Max Plassmann (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, 100. Heft), Köln: Historisches Archiv 2014, 192 S., 18,00 Euro.**

Das Kölner Stadtarchiv ist kein Archiv wie jedes andere. Seit 2009 gilt das mehr als je zuvor. Auch das 100. Heft der traditionsreichen »Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln« legt Zeugnis ab sowohl vom besonderen Selbstverständnis dieser Einrichtung als auch von der Allgegenwart der Katastrophe. Dabei erscheint der Einsturz von 2009 auch als eine »Chance für eine grundsätzliche Neuorientierung des Archivs insgesamt« (S. 66). Der Prozess von Selbstfindung und Außenvergewisserung vollzieht sich im Spannungsfeld zwischen angestrebter Bürgernähe und der Weiterentwicklung archivischer Fachlichkeit. Das wird schon im Vorwort der Archivleiterin deutlich, wenn sie einerseits betont, schon vor dem Einsturz sei es ihr »oberstes Ziel« gewesen, »ein Bürgerarchiv einzurichten«, andererseits aber in die Forderung ihres Vorgängers Konstantin Höhlbaum aus dem Jahre 1882 nach »Archivarsachtung« einstimmt (S. 10).

Die von verschiedenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archivs verfassten Beiträge beleuchten alle wichtigen Aspekte archivarischer Tätigkeit. In ihrem Beitrag über das Konzept des »Bürgerarchivs« betont Gisela Fleckenstein, dass dieser Begriff »Ausdruck eines Wandels [...] im Selbstverständnis der Archive« und bereits 1987 in einer programmatischen Schrift umschrieben worden sei (S. 15). Als zentrale Forderungen formuliert sie »die Transparenz der Arbeit des Archivs nach innen und außen« und »seine Verankerung in der Stadtgesellschaft«. Der »einfache Zugang zum Archivgut« genieße dabei »höchste Priorität« (S. 16). Gleichzeitig versuche die Überlieferungsbildung des Bürgerarchivs auf der Grundlage eines qualitativ ausgerichteten Dokumentationsprofils auch dem Bürgerinteresse nach wirtschaftlichem Handeln gerecht zu werden (S. 18).

Was das im Einzelnen für die ineinander greifenden Tätigkeitsfelder des Archivs bedeutet, beleuchten unter anderem Einzelaufsätze zu Erschließungsstrategie, Überlieferungsbildung, Lagerungsmanagement, Bestandserhaltungsmanagement und Öffentlichkeitsarbeit. Übergreifende Perspektiven sowohl für die Katastrophenbewältigung



als auch für die gleichzeitig damit verbundene Neuausrichtung der Ziele und Arbeitsabläufe bis zum Jahr 2050 bieten ein Fachkonzept und ein Dokumentationsprofil. Einzelne Punkte kann man als diskussionswürdig ansehen, so etwa die Behauptung, die Archivierung nach Akzessionen habe sich »in den meisten Archiven durchgesetzt« (S. 43) oder die Entscheidung, neben der Sammlung der »Mikrofilme von den wichtigen Kölner Zeitungen« (S. 94) auch noch die »zentrale Presseauschnittsammlung der Stadt Köln« zu übernehmen (S. 130 f.). Insgesamt aber machen differenziert dargestellte Gedankengänge und ausführliche Begründungen die getroffenen archivfachlichen Schwerpunktsetzungen und Entscheidungen nachvollziehbar und transparent.

Das Kölner »Bürgerarchiv« wird im Fachkonzept als ein »Haus der Geschichte« verstanden, »das sich allen Bürgerinnen und Bürgern öffnet und aktiv auf sie zugeht« (S. 64). Die konkreten Erfahrungen und Probleme, die mit einem solchen Anspruch verbunden sind, werden vor allem in dem Beitrag von Claudia Tiggemann-Klein sichtbar, die die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Kölner Stadtarchivs darstellt. Hatte das Stadtarchiv vor 2009 das Problem gehabt, »Schwellenängste« gegenüber dem Archiv zu überwinden, wurde es nach dem Einsturz »mit investigativen Fragen, mit Nachstellungen und Überfallinterviews« konfrontiert (S. 56 f.). Die Medienöffentlichkeit meldete Ansprüche an, denen sich das Archiv stellen musste. Eine stärker aktive und gestaltende Rolle gegenüber der Öffentlichkeit suchte das Archiv zurückzugewinnen, indem es sich vornahm, »Geschichte(n) erzählen« zu wollen (S. 58). Selbstkritisch gesteht Claudia Tiggemann-Klein ein, dass die archivfachlich geprägte Sicht in der Kommunikation mit der Bürgerschaft dabei teilweise zu einer gewissen »Betriebsblindheit« geführt habe, aus der heraus das öffentliche Interesse an Archivthemen falsch eingeschätzt wurde. In ihrem »Fazit« fordert sie deshalb einen »Perspektivenwechsel«, um die Relevanz von Archivthemen »von der Zielgruppe her zu betrachten« (S. 60 f.).

In ihrer Darstellung des Fachkonzeptes formulieren Max Plassmann und Andrea Wendenburg, dass der Wiederaufbau des Kölner Stadtarchivs »auf lange Sicht personell und finanziell vom Konsens der Stadtgesellschaft getragen werden« müsse (S. 64). Damit sprechen sie die grundlegende Voraussetzung kommunalarchivischer Handlungsmöglichkeiten an. Von dieser Grundlage her gedacht, muss ein »Bürgerarchiv« nicht nur »aktiv« auf die Bürger zugehen, sondern als Dienstleister dem Auftrag und den Ansprüchen des Bürgers als Souverän gerecht werden. In den Jahres- oder Zweijahresberichten Schweizer Stadt- und Kantonsarchive, deren Bürgernähe durch direkte Demokratie mitgeprägt ist, ist eine solche Haltung teilweise stärker spürbar als in der deutschen Archivlandschaft.

Von einer fachlichen Basis aus macht die Offenlegung und transparente Begründung archivischer Schwerpunktsetzungen in den Beiträgen des 100. Heftes der »Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln« den Diskurs mit Bürgerschaft und Rat als Grundlage archivpolitischer Entscheidungen möglich. Darin liegt das Hauptverdienst dieses Bandes für die zukünftige Gestaltung des Kölner »Bürgerarchivs«, eines Begriffes, in dem das Archiv das Genus bestimmt, der Bürger aber an erster Stelle steht.

*Albert Eßer, Bergisch Gladbach*